

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 43. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 15. November 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. XV. Band.

## Erklärung des Modenbildes.

## Monsieur Sarrazin.

Fig. 1. Haustoilette. — Ueberrock à la Magicienne von schwarzem Taffet, Rock und Taille im Ganzen geschnitten und vom Halsauschnitt bis zum untern Rand durch Knöpfe geschlossen, welche, sowie die Knopflöcher, auf einem 6 Centimeter breitem Saum angebracht sind. Der untere Saum des Rockes ist 12 Centimeter breit. Vorn zu beiden Seiten des Rockes eine schräg eingesetzte Tasche, deren Eingang durch einen in der Mitte übersehnähten Revers bedeckt ist. Halbweiter Aermel mit breitem gespaltenen Revers — Halbpelerine, deren Garnitur, sowie die der Revers an Aermel und Tasche, aus einer einfachen schmalen Taffettrause besteht. Kragen und Manschetten von gesteppter Leinwand. Das Haar ist glatt geschneitelt, hinten nach innen gerollt und durch eine mit Franzen umgebene Refilla von schwarzer Seidenplattschur gehalten.

Fig. 2. Promenadentollette. — Robe von blauem Seidenpopeline. — Das glatte gerundete Leitchen ist mit schwarzen Spitzenrosetten verziert, welche in zunehmender Größe auch vorn am Rock herunter gehen. Weite offene Aermel, vorn tief ausgeschnitten, nach hinten sehr lang und gerundet. Ein von oben ausgehender, mit schwarzen Spitzen besetzter Schrägstreifen bildet die Garnitur des Aermels, welcher außerdem um den untern Rand mit schwarzen Spitzen und vorn mit einer Spitzenrosette verziert ist. Ein Gürtel, vorn und hinten mit Schnebbe, umgiebt die Taille und ist an der Seite unter einer breiten Schärpe geschlossen, welche 3 nach abwärts fallende große Schleifen hat, und ringsum mit schwarzer Spitze besetzt ist. — Weißer Spitzenkragen — Unterärmel von weißem Tüll, unten an ein Bündchen gefast, von welchem eine schwarze Spitze auf den Aermel zurückfällt. — Blauer Krepphut, mit schwarzem Seidentüll (point d'esprit) bedeckt. Innen eine Garnitur von schwarzen Spitzen und blauen Mohblumen.

Am ersten Juni des Jahres 1840 waren alle Bewohner der Stadt Barcelona am Ufer versammelt, nicht nur um die französische Fregatte „La Virgolante“ in See stechen, sondern mehr noch, um den außerordentlichen Mann, den berühmten Seereisenden, den merkwürdigen Marseiller abreisen zu sehen, welcher sich rühmen konnte, nach dreimaliger Reise um die Welt weder eine seiner Sonderbarkeiten, noch seinen marseiller Accent eingebüßt zu haben.

Jetzt stand dieser merkwürdige Mann, Monsieur Sarrazin, im Begriff, diese gefährvolle Reise zum vierten Mal zu unternehmen, diese Reise, die Cook sogar nur zweimal, Bougainville nur einmal wagte. Das Merkwürdigste an der Sache war aber, daß Niemand wußte, weshalb Monsieur Sarrazin sich den Gefahren der See aussetze, wo er einst sein

braunes Gesicht, seine buschigen Augenbraunen, seine Adlernase, seinen krausen Kopf, seine breite Brust und die halb naive, halb sardonische Heiterkeit lassen werde, die seine Landsleute charakterisirt. Warum unternahm Mr. Sarrazin, der nicht Seemann, nicht Astronom, nicht Geograph, nicht Maler, nicht Philosoph, nicht Schriftsteller, nicht Missionair, nicht Botaniker, nicht von der Regierung mit einer Mission beauftragt war, warum unternahm der gute marseiller Bürger Monsieur Sarrazin in seinem 45. Jahre noch eine Reise um die Welt?

Fromme Leute sagten: Er hat ein Gelübde gethan und will ein in seiner Jugend begangenes Verbrechen abbüßen. Andere meinten, er erfülle einen Liebeschwur mit dieser Reise, auf welcher Cook und Lapeyrouse und noch hundert Andere umgekommen.

Diese Voraussetzungen waren indeß unwahrscheinlich. Sarrazin glaubte an Gott wie alle Marseiller, hatte aber kein

Verbrechen abzubüßen; er hatte viel geliebt, liebte gelegentlich noch, fühlte sich indeß keineswegs bewogen eine Hand voll Schnee von dem Pol zu holen, um ihn in die Hand seiner Geliebten zu legen.

Man mußte also darauf verzichten, den Grund der Reise zu erfahren.

Aber — man brauchte ja nur Mr. Sarrazin zu fragen, und man fragte ihn.

Und was antwortete Mr. Sarrazin?

„Wann die grünen Erbsen erst reben, so werdet Ihr's erfahren!“ und dazu lachte er in sich hinein recht wie ein Marseiller, der sich zugleich blümmern und klüger stellen will, als er ist.

„Werden denn die grünen Erbsen einmal sprechen, Monsieur Sarrazin?“

„Wenn sie in drei Jahren noch nicht sprechen, so habe ich zu sprechen aufgehört.“ antwortete Mr. Sarrazin mit demselben Lächeln, nur leicht verdunkelt durch einen Hauch von Melancholie.

„Aber, Monsieur Sarrazin...“

Mr. Sarrazin gab keine Antwort mehr, sondern stieg ins Boot und segelte ab mit der „Virgolante“, das Herz voll geheimer Angst und zweifelnder Hoffnung. Er grübelte, weinte, lachte laut, rieb



sich die Hände, starrte den Himmel an, und das Alles nicht nacheinander, sondern zu gleicher Zeit.

Die Bewohner der schwimmenden Stadt, neugierig wie die jeder andern Stadt auf den Festlande, fragten sich auch, was es mit diesem so höchst leidenschaftlichen Mann für eine Bewandniß haben könne.

„Wüßten wir nur, was in den Kisten und Kästen steckt,“ sprachen die jungen Officiere, „so könnten wir vielleicht den officiellen Charakter des Mannes errathen.“

„Meine Herren Officiere!“ „Wissen Sie auch, daß ein Sturm kommen wird?“ „Ei, so wird er auch wieder gehen.“

„Sie scherzen, Monsieur Sarrazin, aber wir sind durchaus der Meinung, kein kluger Mann müsse sein ganzes Vermögen einem Schiff anvertrauen.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung. Sie sprechen wie die sieben Weisen Griechenlands, meine Herren Officiere.“ „Ein Schiffbruch ist leicht möglich!“

„Sehr möglich.“ „Die Goldbarren sinken so rasch auf den Grund.“ „Als ob sie von Kork wären.“

„Teufelskerl!“ murmelten die Officiere, „nicht ein vernünftiges Wort kann man mit ihm sprechen.“ „Meine Herren Officiere, würden Sie die Gefälligkeit haben mit mir zu speisen? Wir plaudern dann bei Tische von weniger traurigen Sachen.“

„antwortete stets Mr. Sarrazin den Neugierigen, die sein Geheimniß ihm entlocken wollten.“

Den Officiere gefiel die Bewirthung des Mr. Sarrazin außerordentlich, denn sie war bedeutend besser als die des Staates; delicate Fleischspeisen, außerlesene Gemüse, Wein von den berühmtesten Nebenhügeln aller Zonen.

In derselben Weise hatte Monsieur Sarrazin auch auf seinen früheren Seereisen die Officiere bewirthet, und man erzählte sich Wunderdinge von dem Luxus dieser gastronomischen Festlichkeiten. So viel war gewiß, Mr. Sarrazin mußte reich sein, sehr reich, um den Generalstab einer Fregatte so königlich bewirthet zu können!

Lassen wir es für jetzt dabei bewenden und uns auf dem elastischen Rücken des Ocean mit unserm Sonderling bis nach Gibraltar tragen, wo die „Mirobolante“ 24 Stunden vor Anker lag.

Ein Gewitter war im Anzuge, und Monsieur Sarrazin außer sich. Unglaublich war es, welche Qualen diesem Mann, der seit zehn Jahren alle Meere bereist, dieses kleine Gewitter im sichern Hafen von Gibraltar verursachte!

Er stürzte von dem untern Schiffsraum auf das Verdeck, vom Verdeck in den untern Schiffsraum, untersuchte seine Kisten in tödtlicher Angst, betete, rang die Hände und rief: „O, dies Gewitter, dies Gewitter!“

„Aber, bester Monsieur Sarrazin,“ redete man begütigend ihm zu, „welche unnöthige Angst haben Sie! Hätten Sie einen Milchstram, würde Ihre Waare jedenfalls umschlagen, oder wenn Sie Seidenraupen zögen, könnte das Gewitter Ihr Vermögen zu Grund richten, aber Sie haben ja weder Milch noch Seidenwürmer.“

„Schweigen Sie!“ rief Mr. Sarrazin, sich die Haare ausraufend. (Die Marsellier raufen sich stets die Haare aus, deshalb hat der Himmel ihnen wahrscheinlich so viel gegeben.)

Den Rest der Gewitternacht brachte Mr. Sarrazin damit zu, alle Heiligen des gregorianischen Kalenders bei ihren Vor- und Zunamen anzurufen und seine Kisten zu untersuchen, die nach dem Darfithalten der Mannschaft so sicher aufgehoben waren, als lägen sie im Gepäckzimmer der Douane in Paris.

Das Gewitter ging vorüber; am andern Morgen verließ die „Mirobolante“ den Hafen von Gibraltar und steuerte dem atlantischen Ocean zu, Mr. Sarrazin's altem Bekannten. Seine Heiterkeit kehrte zurück, er setzte den Strohhut auf, zog seine Weste von gestreitem Zwillich an und knüpfte die Foulard-Gravatte um den Hals, ganz wie ein Colonist von den Antillen aus Paul's und Virginien's Zeiten.

Am zehnten Tage der Fahrt auf dem Ocean sprach Mr. Sarrazin zu den Officiere der „Mirobolante“: „Mein Benehmen hat Sie wohl sehr überrascht?“

„Sehr, Monsieur Sarrazin, denn Sie sind weder ein Narr noch ein Gauner.“ „Daß ich nicht wüßte. — Aber — lassen wir das — bekümmern Sie sich nicht weiter darum.“

„Sie haben ein Geheimniß — wir achten es.“ „Ein Geheimniß ist's so eigentlich nicht. . . . . Inzwischen, jeder Mensch hat auf der Welt seine Verantwortlichkeit. Der Capitain hat für sein Schiff zu stehen, Sie haben für das Manöver zu stehen, und ich habe . . . .“

„Für was haben Sie zu stehen, Monsieur Sarrazin?“ fragten die Officiere neugierig. „Ich habe — keine Rede zu stehen.“

„Verteufelter Marsellier — er zieht sich mit einem Wortspiel aus der Sphäre, und noch dazu mit einem schlechten.“ Mr. Sarrazin unterbrach das Geklüpper der Officiere und redete sie höflich an:

„Meine Herren, wir befinden uns jetzt an der afrikanischen Küste, Angesichts der Wüste Sahara, die nichts hervorbringt als sehr unschmackhafte Tiger und durchaus keinen Bordeauxwein. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, mit mir zu speisen, ich rechne auf Ihre Zusage. Die Speisekarte enthält folgende Gerichte:

Suppe mit frischem Gemüse, namentlich mit grünen Bohnen, jungen Erbsen u. s. w. „Frisches, junges Gemüse! Wir sind schon zwanzig Tage auf der See; das ist unmöglich!“ „Ragout von jungen gebratenen Rebhühnern,“ fuhr Mr. Sarrazin fort.

„Sie fischen wohl Rebhühner hier unter der Linie, sonst ist's ja nicht möglich.“ „O, Sie bekommen nicht nur Rebhühner, auch Lurche,

Wachteln, Auerhühner, Sommer-, Herbst- und Frühjahrs-Wildpret.“

„Ei, Monsieur Sarrazin, Sie werden uns also mit einer Farce à quatre saisons tractiren.“ „Zum Dessert giebt es Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren.“

„Charmant!“ „Pflaumen und Kirschen.“ „In Essig eingelegt?“ „O nein, bitte recht sehr — noch feucht vom Thau — und Pflirsche . . .“

„Hören Sie auf!“ riefen die Officiere einstimmig. „Sie wollen uns zum Besten haben!“ „Ich versichere Sie, gestern gepflückte Pflirsche! Nun, Sie nehmen doch meine Einladung an?“

„Unter einer Bedingung.“ „Unter welcher?“ „Wenn Sie uns angeführt haben, so . . .“

„So erlaube ich Ihnen mich einen Taugenichts zu schelten und mich als Futter den zahlreichen Haifischen vorzuwerfen, die diesen gastreichen Ocean bevölkern. Zu Tische! Zu Tische!“

Sarrazin hatte nicht im Mindesten übertrieben, und die Officiere der „Mirobolante“ konnten vor Erstaunen nicht zu sich kommen. Köstlicher Wildbraten, junge Gemüse, frisches Obst ergözte den Gaumen der jungen Männer, welche indessen sonderbarerweise weit weniger dankbar als neugierig waren, und sich vornahmen, ihrem großmüthigen Wirth sein Geheimniß abzulocken. Sie nöthigten ihn daher stark zum Trinken, und Mr. Sarrazin ging in die Falle. Er fing an zu singen, d. h. lateinische Gebete, was bei den immer frommen Marsellieren den höchsten Grad trunkener Verückung anzeigt.

Mit Fragen war jedoch nichts aus ihm herauszulocken; endlich kam einer der jungen Leute auf den Gedanken, sich des Schlüssels zu bemächtigen, den Mr. Sarrazin in der Tasche trug. Gedacht, gethan. — Es war nicht schwer dem Taumelnden den Schlüssel zu entwenden, und die Officiere, selbst bedeutend angetrunken, was ihnen einigermaßen zur Entschuldigung dient, stiegen leise in das Zwischendeck hinauf, um die geheimnißvollen Kisten des Mr. Sarrazin zu öffnen und vielleicht das Mysterium seiner Reisen zu ergründen.

Der kühnste der jungen Seelente steckte den Schlüssel in das Schloß einer der Kisten, während die Uebrigen in athemloser Erwartung dabei standen. Aber plötzlich leuchtet ein Blitz, knallen drei Pistolenschüsse zugleich, und zwei Officiere sinken getroffen zurück. Geschrei, Lärm, Schreien verbreiten sich auf der ganzen Fregatte. — Alles läuft zusammen, forscht und erräth die Wahrheit. Die jungen Officiere hatten das Geheimniß des Mr. Sarrazin ergründen wollen, doch da dieser für solche Fälle seine Schloßer bewaffnet, war die Neugierde ihnen schlecht bekommen. Zum Glück hatten die Getroffenen nur leichte Streifwunden, doch der verdiente Beweis des Capitains blieb nicht aus, und nächst ihrer Strafe ward ihnen anbefohlen, bei Mr. Sarrazin sich zu entschuldigen.

Dieser antwortete ihnen freundlich: „Meine jungen Officiere, es liegt Ihnen wohl sehr viel daran, den Inhalt meiner Kisten zu kennen?“

„Sehr viel.“ „Nun, in zwei Jahren und einigen Monaten sollen Sie ihn kennen, wenn Ihnen dann noch daran liegt, und ich nicht todt bin.“

„Zwei Jahr — das ist sehr lange!“ „Ihre Neugierde, den Inhalt früher kennen zu lernen, ist zu meinem Bedauern Ihnen schlecht bekommen. Aber — was glauben Sie wohl, welches Gefühl beim Anblick der geöffneten Kisten Sie ergreifen würde?“

„Bewunderung vielleicht?“ „Nein, meine jungen Herren.“ „Oder Furcht?“ „Nein!“

„Schrecken?“ „Noch weniger!“ „Verzweiflung . . .“ „Erst gar nicht!“ „Nun, was dann?“

„Sie würden in ein ungeheures Gelächter ausbrechen, wenn Sie sähen, was in diesen eisenbeschlagenen Eisenkisten enthalten ist.“

„Er spottet unserer,“ dachten die Officiere, und ihre Neugierde wuchs womöglich noch. Die unerträgliche Hitze entflammte die Köpfe, man sprach von nichts Anderm, als von dem wunderlichen, unergründlichen, großmüthigen, ironischen Marsellier.

Gott weiß, was aus dieser wüthenden Neugierde geworden wäre ohne ein erstes Ereigniß. Eine tiefe, matte Stille lagerte sich hemmend um die Planken der Fregatte. Fünft, zehn, vierzehn Tage verstrichen, und diese gänzliche Windstille, noch entsetzlicher gemacht durch glühende Hitze, entnuthigte die Mannschaft der „Mirobolante“ aufs Höchste. Wasser und Provision begannen zu mangeln. Seit einem Monat befand die Fregatte sich unter der Linie — eine Crisis, von deren Leiden Bewohner des Festlandes sich keine Idee machen können. Die Muthlosigkeit der Mannschaft ward Furcht, die Furcht Verzweiflung.

Ein einziges Wesen strahlte vor Freude und Glück. Der brave Mr. Sarrazin. Jeden Morgen revidirte er seine Kisten und sprach: — „Vortrefflich — alles in gutem Zustande — der Sieg ist entschieden. Fünfzig Grad Hitze — und kein Unglück zu beklagen!“

Empört über diese Gleichgiltigkeit gegen die trostlose Lage des Schiffes, revoltirte die gesammte Mannschaft gegen Mr. Sarrazin. Sie nannten ihn Herenmeister, Spion, Zauberer — die Seelente sind abergläubisch, und Aberglaube macht grausam; so sprachen sie denn ernstlich davon, Mr. Sarrazin zu ertränken. Fatale Lage!

Der Capitain, diese gereizte Stimmung erfahrend, rief dem Marsellier seine Freude zu mägen, da er vielleicht beim besten Willen durch seine Capitains-Autorität ein Verbrechen nicht verhüten könne.

„Was,“ rief Mr. Sarrazin. „Hunger und Durst kö-

nen die Menschen so grausam machen? Warum sagten die Leute nichts? Und am nämlichen Tage ereignete sich ein Wunder auf der „Mirobolante“; frische Speisen wurden aufgestischt, Bordeaux und Champagner floß, Dank Mr. Sarrazin, der seine Zauberkünste sogar noch weiter trieb, und Jedem ein Bouquet natürlicher Rosen und Tulpen verehrte. Grüne Bohnen und Rosen unter der Linie! Mr. Sarrazin hatte Friede und die beiden Vesco besiegt! Er ward im Triumph umgetragen, man hätte ihm die Pferde abgESPANNT, wenn am Bord einer Fregatte dergleichen gewesen wären.

Ein Glück kommt nie allein, und so erhob sich auch an demselben Abend ein frischer Wind, blähte die Segel, setzte das Schiff in Bewegung, und nach einem Monat fortbauend glücklichster Fahrt warf die Fregatte vor Pondichery Anker, wo sie schon dreimal gewesen, und die Leute dort sagten: „Da kommt der geheimnißvolle Sarrazin, der seinen großen Plänen nachgeht.“

In Pondichery schaffte er seine Kisten ans Land, 1500 an der Zahl, denn die „Mirobolante“ war nicht bestimmt, die Reise um die Welt zu machen. Zwei Monat später schiffte er sich mit seinen Kisten wieder ein auf dem großen Brahma, einem englischen Schiff von 2000 Tonnen, welches auf Entdeckung neuer Länder am Südpol ausging. Die Zeit der Reise war auf zwei Jahre berechnet und füllte also ungefähr den Zeitraum aus, an dessen Schluß Sarrazin's Geheimniß der Öffentlichkeit Preis gegeben werden sollte.

Die Besatzung der „Mirobolante“ trennte sich mit Bedauern von Mr. Sarrazin, der seinen guten Freunden, die unter der Linie ihn hatten ertränken wollen, ein Abschiedsdejeuner gab, von dem noch heut zu Tage in Madras, in Bombay, in Calcutta, in Patnam, in Seringapatam gesprochen wird. Das Fabelhafte an diesem Dejeuner war, daß jede Speise oder jedes Dessert ein Datum trug, welches, das Alter derselben bezeichnend, ganz unglückliche Dinge verkündete. So las man z. B.: Kräutersuppe von 1838. Eine dreijährige Kräutersuppe, denn man schrieb 1841 — man denke, aber sie war delicia.

Cotelettes à la minute aus demselben Jahre 1838. — Ausgezeichnet. — Diese Minute hatte also drei Jahre gedauert. Frische Butter von 1839. Huhn von 1835. „Zart wie Thau —“ murmelte Mr. Sarrazin.

Und wie dann die Gäste einander zuriefen: „Reichen Sie mir den Entenbraten von 1834 — Erdbeeren von 1833 — Crème von 1835!“ so frisch und schön, als wäre er erst eben aus der Conditorei geholt.

Die Lobspprüche wollten nicht enden, und Mr. Sarrazin weinte vor Stolz.

„Er hat uns lieb!“ sprachen die Officiere der „Mirobolante“, die ihn wirklich sehr ungern vermigten. Sie drangen nicht mehr in ihn, sein Geheimniß zu erfahren, doch er, seltsam, er hätte es jetzt vielleicht gern gesagt, wären sie nur ein klein Wenig dringend geworden. Er war so gerührt.

Endlich trennte man sich mit Thränen — Champagnerthränen.

Mr. Sarrazin reiste nach zwei Monaten, wie bereits erzählt, nach dem Südpol auf dem englischen Schiff: der große Brahma. Doch nach Ablauf eines Jahres waren weder in London, noch in Havre oder Liverpool Nachrichten von der Expedition eingelaufen. Das war beunruhigend. Zwei Jahre vergingen, und noch keine Nachricht. — Da rüstete man endlich 1845 in London ein Schiff zur Aufsuchung des verunglückten Brahma. Vergebens umsegelte dieses Schiff Australien, durchstriefe den Archipel von Neu-Seeland in allen Richtungen — kein Bruch eines Schiffes zeigte sich, und man mußte die Hoffnung aufgeben.

Ein marsellier Handelshaus indessen verzweifelte noch nicht, sondern sandte gleichfalls ein Schiff aus, den Brahma zu suchen, und besonders, um etwas über das Schicksal des muthvollen, unglücklichen Sarrazin zu erfahren.

Das Schiff führte den Namen: Rhinoceros und stand unter der Leitung des Capitains Magloire aus Saint-Tropez.

Capitain Magloire stellte zwei Monate hindurch vergebliche Nachforschungen im südlichen Eismeer an, und wollte endlich, ebenfalls entnuthigt, seinen Voratz aufgeben. Da gewahrte er eines Tages, zwischen Eisblöcken eingekesselt, eine große Holzmasse. Die Schaluppe ward ausgesetzt, Capitain Magloire mit Einigen seiner Mannschaft fährt zu dem gescheiterten Schiff, und liest den Namen: der große Brahma. Das war also das Schiff, auf dem der unglückliche Sarrazin gereist. — Der Capitain mit den Seinen steigt an Bord. — Die Mannschaft des Brahma ist dort, aber erfroren, bedeckt von Schnee und Eis, als wäre sie kristallisirt.

In einer Cajüte fand Capitain Magloire den braven Sarrazin am Tisch sitzend, todt, die Feder in der Hand, doch sanfte Heiterkeit in den Zügen. Auf dem vor ihm liegenden Blatt standen folgende, von der Geschichte aufbewahrten Worte:

„Den 28. December 1844. Wir werden im Eise umkommen. Schrecklicher Gedanke! Untommen in einem Augenblick, wo ich die Früchte meiner Arbeit zu ernten hoffte. Denn durch diese vierte Reise um die Welt, die ich auf Kosten des Hauses Malitourne in Marseille unternommen, wollte ich bei meiner Rückkehr beweisen, daß die Conserven des besagten Hauses Malitourne zehn Jahre hindurch dem Witterungswechsel in allen Zonen widerstanden haben, daß seine grünen Bohnen, seine grünen Erbsen, sein Wildcompot, seine Crèmes, seine Früchte, Erdbeeren, Aepfel und Birnen keine Veränderung erlitten haben auf den Fahrten von der Linie zum Pol und von dem Pol zur Linie, was die 1200 Kisten bezeugen werden, die im untern Schiffsraum liegen. Aber wer wird es erfahren? Niemand! Alles habe ich conservirt, nur mich nicht! . . .“

Man hat es aber erfahren, braver Sarrazin, unsterblicher „Conservateur“, und Dein Ruhm wird nicht so bald erlöschen, wird ewig strahlen neben dem des berühmten Holländer Willem Beukels, der seinen Landknechten lehrte, die Heringe einzufalsen, ein Ruhm, der jedenfalls noch größer sein würde, hätte der besagte Holländer uns auch zugleich gelehrt sie zu essen.

### Es könnte noch schlimmer sein.

Es bleibt ein zwar trauriger, doch auf gewisse Weise tröstlicher Spruch: „Kein Zustand ist so schlimm, daß es nicht einen noch schlimmern gäbe, und wer sein Bein gebrochen hat, mag Gott danken, daß es nicht der Hals war.“ Wie oft klagten wir nicht über ein unbedeutendes Mißgeschick, welches, verglichen mit dem Unglück, das vielleicht eine befreundete Familie heimsucht, zu Nichts herabsinkt. — Schönheit wird erhöht oder verdunkelt, Raum erweitert oder verringert, Farbe und Ton verändert, das Gefühl des Schmerzes oder der Freude erhöht oder gedämpft durch den Vergleich.

Ich hatte eine Freundin, die, so oft sie in ihrem an Prüfungen reichen Leben durch Kummer und Unglück heimgejagt ward, stets ihre Lage mit der noch mehr Bedrängter verglich, und sprach oder dachte: „Es könnte noch schlimmer sein!“ Mit dieser Betrachtung kam ein Gefühl der Dankbarkeit in ihre Seele, daß das größere Glend ihr erspart sei; mit Geduld und Heiterkeit trug sie die ihr auferlegte Last und blieb bewahrt von dem so häufigen, selbstsüchtigen Irrthum, welcher stets das eigene Kreuz für schwerer hält, als das, welches auf anderen Schultern lastet.

Einst fragte ich meine Freundin, wie sie dazu gekommen sei, den oben erwähnten Spruch zu ihrem Trostspruch zu machen, und sie beantwortete meine Frage mit folgender Erzählung:

„Meine frühe Jugend war reich an Genüssen und Hoffnungen, doch dieser schönen, ruhig frohen Zeit folgte eine stürmische, welche mich jedes bisher besessenen Glückes beraubte. Vermögensverlust, Verrat treu geglaubter Freunde, Krankheit meiner nächsten und theuersten Lieben, führten auf mich ein. Dabei war ich, trotz meiner eigenen, täglich zunehmenden Schwäche genöthigt, für das tägliche Brod zu arbeiten. Mehrere Jahre rang ich mit den bittersten Lebensarbeiten, aller Muth war von mir gewichen, mit banger Furcht blickte ich in die Zukunft, ohne Dank für das genossene Gute in die Vergangenheit, und war fast überzeugt, mein Loos sei das härteste, das jemals über Sterbliche verhängt gewesen.“

Zu dieser Zeit mußte ich in Geschäften nach einer entfernten Stadt reisen, wo ich häufig einen sehr liebenswürdigen Familienkreis besuchte, in welchem Glück und Zufriedenheit sich unersichtbare Altäre erbaut zu haben schienen. Doch das ruhige Glück dieser freundlichen, friedlichen Häuslichkeit machte mich nur noch trauriger, wenn, wie ich nicht unterlassen konnte, ich es mit meinem eigenen, rühelosen, sorgenvollen, unbefriedigenden Dasein verglich.

Die holden Kinder des Hauses zeigten bald eine große Anhänglichkeit an mich, wie Täubchen flogen sie mir nach, wohin ging ich, und hingen an mir mit einer Zärtlichkeit, welche meinem vereinsamten Herzen sehr wohl that. Einige Male, da ich mit den Kleinen plauderte, hatte ich, hinter einer offenen Thür verborgen eine verhüllte Gestalt bemerkt, welche mich zu beobachten schien, doch wenn ich aufstand und mich der Thür näherte, war die Gestalt verschwunden. Von Tag zu Tag wuchs meine Neugier, doch hielt Höflichkeit mich von directen Fragen zurück, denn es war fast unmöglich, daß die Bewohner des Hauses nicht gesehen haben sollten, was ich sah. Zuweilen, wenn ich den lauschenden Kindern von den auf meinen Reisen überstandenen Gefahren erzählte, schien es mir sogar, als höre ich einen theilnehmenden Scufzer von jener Thür her, wo die räthselhafte Gestalt verborgen war.

Endlich siegte meine Neugier über jede Rücksicht, und ich wandte mich eines Tages zu der liebenswürdigen Dame des Hauses mit der Bemerkung: „Sie wissen, daß ich entsetzlich abergläubisch bin, und jetzt sehe ich fast auf dem Punkte zu glauben, daß ein überirdisches Wesen in unserer Nähe weilt. Halten Sie mich nicht für allzu anmaßend, obgleich ich wohl fühle, daß ich es bin — aber — ich bitte — sagen Sie mir, wer ist jenes Wesen. Jetzt, in diesem Augenblick sehe ich die kalten eines weißen Kleides und möchte gar zu gern wissen, wen es birgt.“

Kaum hatte ich diese Worte beendet, als ein Schmerzenszittern mein Ohr traf und ich deutlich die Gestalt eines jungen Mädchens entdecken sah.

Eine tiefe Stille herrschte. Die Mutter blickte tief betrübt vor sich nieder, die Kinder drängten sich an sie, doch keines sprach.

„Arme Helene!“ sprach endlich die Mutter. „Wie schade, daß Sie sie bemerkten; sie fand so viel Vergnügen daran, Ihnen zuzuhören und Sie zu beobachten.“

„Helene? Wer ist die Dame? Gehört sie zu Ihrer Familie?“

„Ja! eine Tochter aus meines Mannes erster Ehe, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren. Sie ist — das arme Mädchen ist — sehr krank.“

„Aber will sie denn nicht hereinkommen, da sie mich gern sieht? Ich möchte sie sehr gern kennen lernen. Bitten Sie sie, hereinkommen.“

„Nein — sie kann nicht — sie zieht es vor, sich nicht sehen zu lassen — unmöglich“ — erwiderte die Dame des Hauses mit verlegener Miene und wandte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Bei den nächsten Besuchen, welche ich im Hause meiner liebenswerthen Gastfreunde machte, sah ich kein weißes Kleid mehr hinter der halbgeöffneten Thür, hörte keinen Laut, welcher auf die verborgene Lauscherin schließen ließ, doch meiner Phantasie war die unbekante Helene stets gegenwärtig. Warum erschien sie nicht mehr? Welches Geheimniß umgab sie? Warum konnte sie sich nicht sehen lassen?

Gepeiniget von diesen Zweifeln, wagte ich einmal, meine gültige Freundin nach Helenens Befinden zu fragen.

„Ihr Zustand bleibt sich gleich,“ antwortete sie sehr ernst — „es ist keine Aussicht auf Besserung.“

„So ist ihr Zustand ein hoffnungsloser?“

„Gänzlich hoffnungslos,“ und sie ging zu einem andern Gesprächsgegenstand über.

Einige Tage nachher stand zufällig die Thür offen, als ich meine Freunde besuchte, so daß ich ohne zu klingeln oder zu klopfen eintrat. Bei meiner unvermutheten Annäherung sah ich, wie ein junges Mädchen schreitend die Treppe ergreift und die Treppe hinaufsteigt. War das der Schritt einer hoffnungslos Kranken? Keine Spur von Schwäche war in dem leichten Gang zu gewahren, und die Gestalt, obgleich zart, fast

zerbrechlich, ließ sogar eine gewisse graziose Elasticität nicht vermiffen. Das Gesicht der Blüthigen war zum Theil mit einer weißen Binde bedeckt, welche nur Augen und Stirn frei ließen, zwei große furchsam blickende blaue Augen und eine schmale weiße Stirn, an welche das braune Haar, sorgfältig gescheitelt, sich angeschlossen. War das Helene?

Ich erzählte der Hausfrau diese meine Begegnung und bat sie, Muth fassend, mir die Krankheit des jungen Mädchens genauer zu bezeichnen, für das ich ein unbeschreibliches Interesse fühlte. Nicht ohne Widerstreben erzählte Helenens Stiefmutter mir Folgendes.

„Helene verlor ihre Mutter sehr früh und ward nach deren Tode einer Amme übergeben, die gewissenlos genug war, dem Vater des Kindes und dem Arzt zu verbergen, daß sie scrophulös sei. Das kleine Leinchen war ein schönes, gesundes Kind, doch die Nahrung, die sie einfog, verdarb und vergiftete ihre Säfte. Mit ihrem vierzehnten Jahre, in dem Alter, wo andere junge Mädchen durch ihr Neugier das Auge erfreuen, zeigte sich der zerstörende Einfluß der Krankheit in furchtbarer Gestalt. An der Nase zeigte sich ein krebsartiges Geschwür, die Sprachwerkzeuge wurden so angegriffen, daß die Sprache darunter litt, und den Augen drohte Blindheit. Die Leiden des armen Kindes gingen über alle Beschreibung hinaus. Nach einer Zeit der schmerzhaftesten ärztlichen Behandlung ward der Fortschritt der Krankheit gehemmt. Das Halsübel griff nicht weiter um sich, doch der Gaumen war bereits zerstört und dadurch behielt die Stimme einen unangenehmen gurgelnden Ton; sie konnte wieder sehen, doch ein Theil der Nase war von der gräßlichen Krankheit zerfressen und die Entstellung so groß, daß Niemand die hübsche Helene in dem verunstalteten Wesen zu erkennen vermochte. Sie lebte in vollkommener Zurückgezogenheit, floh vor Fremden und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein Auge sie beobachtete. Ging sie ja auf der Straße, so verschleierte sie sich so dicht, daß sie kaum zu athmen vermochte.“

Sie hörte ihre jüngeren Schwestern erzählen von den Freuden und Vergnügungen, die sie nicht theilen konnte; sie sah sie aufwachen in Schönheit und Gesundheit, während sie selbst kranker und verunstalteter ward. — Ach, die Arme fühlte nur zu sehr die Entbehrungen ihres Lebens, nur zu sehr den nicht abwendenden Fluch, der ihr ganzes Dasein vergiftete!

Die Kinder sprachen so viel von Ihnen, daß Helene sehnsüchtig wünschte, Sie zu sehen. Mit unserm Wissen verbarg sie sich hinter die Thür, um, selbst ungesehen, Sie zu beobachten.“

Diese Mittheilung rührte mich tief, und ich bat meine Freundin inständig, mich mit Helenen bekannt zu machen, sie mich sehen und mit ihr reden zu lassen.

Lange sträubte sich die Kranke gegen diese Bitte, doch endlich gab sie, von eigenem Interesse bewogen, nach und ließ von der gültigen Stiefmutter sich mir zuführen, welche Helenens zitternde Hand in die meine legte.

Welche Höhe menschlichen Glends schloß die Geschichte dieses jungen Mädchens ein!

Helenens lebhaftes Temperament trug zur Vermehrung ihrer Leiden unendlich viel bei. Sie besaß leicht erregbares Gefühl, glühenden Enthusiasmus, brennende Sehnsucht zu lieben und geliebt zu werden, mit ihren Mitmenschen vereint sich zu freuen, mit ihnen zu verkehren, zu gefallen, und diese allgemeinen Gaben und Freuden der Menschheit waren ihr versagt.

Demohnachtet war sie nicht ganz unglücklich. Die Saat der Frömmigkeit, frühzeitig ihr ins Herz gesät, trug Früchte, welche ihrem Geiste Nahrung boten und ihn retteten vor dem Abgrund der Verzweiflung.

Ein Glück noch sollte ihr werden — das ungehoffte der Freundschaft. Die arme Helene faßte eine tiefe, fast vergötternde Neigung zu mir, die ich mit theilnehmender Liebe erwiderte. Meine Besuche galten jetzt vorzüglich ihr, und als die Zeit kam, da wir uns trennen mußten, und sie schluchzend sich aus meinen Armen wand, ergriß sie meine Hand, welche ich erhob, ihre Thränen zu trocknen, und steckte mir an den Finger einen goldenen Ring mit einem Herzen.

„Sieh ihn oft an,“ bat sie, „denke an mich oft, oft, oft!“ Es war traurig und seltsam zu hören, wie diese heilere, hoße Stimme, von Nührung zitternd, so stehende, zärtliche Worte sprach — seltsam, die trüben, unruhigen Augen zu sehen, so liebe-, so threnenvoll.

„Denke an mich oft, oft!“ hatte sie gesagt. Wer hätte sie vergessen können? Hat das unglückliche Mädchen doch mein ganzes inneres Leben umgewandelt, mich zufriedener und besser gemacht. So oft ich den einsamen Goldreif mit dem Herzen ansah, dachte ich: Helene, was sind meine Sorgen, meine Leiden gegen die Deinen? Was sind meine Opfer, meine Entbehrungen, verglichen mit der freudlosen Oede Deines Daseins? Wie will ich wieder klagen und jammern, sondern stets denken, wie viel schlimmer mein Loos sein könnte.

Helene blieb mit stets wachsender Liebe mir bis zu ihrem Tode zugethan; ihre Briefe enthüllten mir das warme, so hartgeprüfte Herz. Als ich nach einigen Jahren, um manchen Glückreicher, mit mancher geheilten Wunde wiederkehrte, die arme junge Freundin noch einmal zu sehen, hatte sie nur noch einen liebevollen Blick für mich, denn der ershörende Tod berührte ihre Seele, die arme Gesangene aus dem Kerker des elenden Körpers zur Freiheit zu führen.

Der Gedanke an Helene lebt unauslöschlich in meinem Herzen; er ist es, der manchem scharfen Pfeil die Spitze abgebrochen, mir manche schwere Bürde erleichtert, denn ihr Geschick lehrte bei jeder Prüfung, bei jedem Kummer mich denken:

„Es könnte noch schlimmer sein!“

[4302]

### Gedanken über die Liebe.

Mit der Liebe ist es eine eigene Sache. Unzählige Menschen, Männer und Frauen, oder vielmehr Jünglinge und Mädchen, lachen und spotten, wenn von der Liebe und ihrer Macht die Rede ist, ohne sich deshalb dieser Macht entziehen zu wollen. Ernste, ehrbare Leute schütteln den Kopf, runzeln die Stirn, mit salbungsvoller Weisheit gegen die Thor-

heit der Liebe predigend, und sind vielleicht in der nächsten Stunde schwach genug, in die Schlingen dieser „göttlichen Thorheit“ zu fallen. Mit der Liebe kommt das Leid, kommt die Freude in das Menschenherz; Liebe ist die Grundursache einer Fülle von Weh, Schmerz, Verwirrung und Irrthum auf Erden. — Das zeigt uns ein Blick auf die Geschichte der Vergangenheit, auf das Leben um uns her, oft auch ein Blick in das eigene Herz.

Jedes junge Wesen sehnt sich, die Liebe kennen zu lernen. Höhere Naturen fordern nur Befriedigung der Leidenschaft, im Allgemeinen aber ist die Liebe der Jugend voll Zartheit und reinen Gefühls. Dagegen entbehrt sie der Tiefe, denn selten ist die erste Liebe zugleich die beste Liebe. Gewöhnlich ist sie nur das schöne, reizend heitere Vorspiel zu der Hymne der großen wahren, das Leben beherrschenden Liebe.

Zuweilen freilich dauert auch eine erste Liebe, vertieft und kräftigt sich zu einer das ganze Leben ausfüllenden Empfindung, doch nicht oft bietet sich uns dieser erhebende Anblick. Wie süße Lieder die Dichter auch von der ersten Liebe singen, selten tritt ihr Inhalt der Wahrheit und Wirklichkeit nahe. Das schwellende, sehnende Herz der Jugend, schmachtend, seine Gefühle in ein anderes Herz zu ergießen, strömt leicht über bei der leiftesten zufälligen Verührung und trägt seine, in sich fertige schwärmerische Neigung auf den ersten, besten Gegenstand über. Eine weiße Stirn, ein zierlicher Fuß, eine schöne Hand, ein strahlendes Auge, frische Lippen, eine sanfte Stimme genügt, die Flamme der Leidenschaft in einem jungen Herzen zu entzünden und tausend Thorheiten begehen zu lassen, an welche nach einer Reihe von Jahren der gereifte Verstand mit ungläubigem Lächeln zurückdenkt.

Die Liebe dagegen, welche in den reiferen Lebensjahren das Herz ergreift, verfliegt selten, außer in einem oberflächlichen oder niedrigen Charakter, oder, wenn der Unwerth ihres Gegenstandes ihre Dauer unmöglich macht.

Wie dem menschlichen Wesen, das zu spät der Hand begegnet, welche die Macht besitzt, den innersten Saiten seines Herzens sympathische Töne zu entlocken und es auf die möglichste hohe Stufe der Kraft, des Glückes, der innern und äußern Vollendung zu heben. In diesem Geschick liegt eine Bitterkeit, die über die Bitterkeit des Todes hinausgeht. Gott schütze Dich, Leserin, vor dieser Erfahrung.

Jedes Wesen sollte, ehe es ein Bündniß „auf ewig“ schließt, in der eigenen Seele nachforschen, ob die ihm innewohnenden Eigenschaften und Empfindungen auch das Glück eines solchen, gemeinschaftlichen Lebens verbürgen.

Wenn der Schwärmerei und Gluth der Liebe sich die Ueberzeugung zugesellt, daß Neigungen und Ansichten übereinstimmen, daß die gegenseitige Liebe die Herzen ihrem Gott näher führen, daß Eines des Andern Fehler ertragen, Eines das Andere lieben könne und werde bis zum Tode, dann ist die Liebe von echter Art, dann wird sie die Herzen aneinander fetten zu innig geistiger Vereinigung, welche den Verfall der Jugend und Schönheit überdauert. Eine solche Liebe kann wagen, dem geliebten Wesen die Hand zu reichen zu dem Wege durchs Leben bis zum Grabe, ohne zu fürchten, daß mit jedem Schritt die Herzen weiter und weiter voneinander sich verirren.

Gott bewahre jedes Herz vor einer so trostlosen Vereinigung, gegen welche Einsamkeit Glück ist, und gebe Allen zu der Wahl des Gefährten auf der Lebensbahn einen klaren Blick, ein weises und reines Herz.

Wir können uns nicht verlagen, hier ein uns kürzlich eingesandtes Lied von Schlesiens begabtestem Dichter, Hermann Neumann, folgen zu lassen, da es dem oben Gesagten als sinnige Ergänzung sich anschließt:

#### Der Glaube an die Liebe.

Wohl ist es schön, wenn mir Dein Auge lacht,  
Wenn mir Dein Wort erzählt, Du seist mir hold;  
Doch beuge ernst und still Dich auch der Macht,  
Die immer Dich verklären hat gewollt.  
Im Innern tief erblühen höchste Gaben,  
Gespiegelt zur Blüthe vom Gefühl so rein,  
Nur mußt Du meinem Willen dienstbar sein,  
Den Glauben an die Liebe mußt Du haben.

Es tändelt sich so süß in junger Zeit,  
Es glüht so froh vom rosem Angeicht,  
Zum höchsten Schwur ist gern der Mund bereit,  
Webt scherzend sich das lieblichste Gedicht;  
Doch sollst Du Dich am Ernst der Mahnung laben  
Durch alle Jahre mit gleichmüth'ger Lust,  
Und willig ruhen an des Tablers Brust,  
Du mußt den Glauben an die Liebe haben.

So schön Du bist, Du könntest schöner sein,  
So gut Du bist, allgütig sein ist schwer.  
Wärst wie ein Engel Du so feusch und rein,  
Die Liebe wünscht und fordert dennoch mehr.  
Ihr Ideal, so tief ins Herz gegraben,  
Vollenden will sie es und schau'n in Dir,  
Du aber wirst Dich heiligen in ihr,  
Kannst Du den Glauben an die Liebe haben.

H. Neumann.

### Das Loos des Genie.

Es ist traurig, ein Genie zu sein. Vielleicht werden Viele ungläubig den Kopf schütteln, weil sie im Grunde des Herzens nichts sehnlicher wünschen, als ein Genie zu sein. Wünschet es nicht. Ihr wünschet euch damit tausendfachen Glend, von dem ihr jetzt keine Vorstellung habt.

Zuerst bricht dem genialen Menschen fast das Herz, ehe seine Umgebung erkennt, was ihm fehlt, daß er nicht an seiner Stelle. Gewöhnlich wird er für närrisch gehalten, oder mindestens für überspannt. Zu Hause wird er geneckt und verspottet, er muß es täglich hören von seiner Umgebung, daß solch ein Wesen in der ganzen Welt nicht mehr zu finden

fei. Er fühlt sich ausgestoßen und allein, eine Waise, obgleich im Besitz von Vater und Mutter, heimathlos in dem großen elterlichen Hause, freundlich, obgleich Brüder und Schwestern ihn umringen.

Er ist der Genius der Poesie, welcher von der Seele des Kindes Besitz genommen, und werden unglücklichweise einige Verse entdekt, so wird es ohne Gnade ausgelacht.

„Seht doch, der Dursch will ein Schiller, das Mädchen eine Gise Gulemann sein! Hört nur das wundervolle Gedicht!“ und sie lesen es vor in nemer Ton, welcher unfehlbar das Gute, was etwa darin ist, mordet.

„Das Kind ist ruhmirt!“ spricht eine weise Matrone, feierlich den Kopf schüttelnd, „es wird in seinem Leben zu nichts Berufstätigen taugen, wenn es sich erst in den Kopf setzt, Verse machen zu wollen. Das muß man ihm austreiben!“

Und es wird ihm ausgetrieben, wenigstens scheinbar, denn der wahre Genius läßt sich nicht austreiben; eher verzehrt er die Hülle, die er zu seiner Wohnung erkoren.

Nach und nach, wenn die Welt, in manchen Dingen gerechter und großmüthiger als die nächsten und liebsten Freunde, den Verböhten als eines ihrer singenden Kinder, als einen ihrer großen Denker oder Künstler erkennt, ändert sich auch der Ton des Bekanntheitskreises. Wie ihr Mund sonst von Spott überfließt, so jetzt von Lob, aber der Ton ist darum nicht besser. Die Leute denken jetzt nur daran, was das so unerwartet aufgetauchte Genie etwa für sie thun könnte. Es ist ein großer Mann, eine einflussreiche Frau geworden, was ist natürlicher, als daß sie ihren Einfluß zum Vortheil aller Vertheilung, die sich selbst fortzubehalten zu schwach oder zu ungeschickt sind.

Sie verdienen es zu so viel und so rasch Geld, warum sollten sie es nicht eben so gut für Andere, als für sich brauchen? ihr Wort gilt ja so viel, warum könnten sie es denn nicht zu Anderer Besten verwenden? So schreibt unaufhörlich eine Schaar hungertiger, begehrtlicher Geschöpfe um und hinter den Begünstigten her, und haben sie ein gefühlvolles Herz, so können sie die tausenderlei wirklichen und eingebildeten Leiden, um deren Abbildung sie bedrängt werden, nicht ohne Mitleid anseh'n, müssen entweder sich opfern, oder die Freiheit ihrer Person und ihrer Handlungen hartnäckig verteidigen gegen die Welt, ein Auserwählter, der in seiner Wirkung auf das Gemüth fast eben so trefflich ist.

Das gesellschaftliche Leben bietet dem Genie wenig Erquickliches. Der als Genie bekannte Mensch weiß, daß überall, wohin er kommt, von ihm erwartet wird, daß er etwas Außerordentliches sage, und dieses Bewußtsein schon stimmt den Geist herab und engt ihn ein, macht ihn nicht allein unfähig zum Schaffen, sondern gleich unfähig zum unbefangenen Genießen.

Zur Vie' der Menschen hat das Genie wenig Vertrauen — Nebereinstimmung der Seelen ist ein etwas, das er auf Erden nicht zu finden hofft. Ein gewisser Instinct enthalt ihm die Natur der Gefühle, mit denen die Menschen sich ihm nahen; viel, viel bietet sich ihm, seiner Eitelkeit zu fröhnen, doch für das sehnenbe unbefriedigte Herz findet er nur spärliche Nahrung.

So theilt der geniale Mensch nicht nur alle Leiden der gewöhnlichen Menschen, er wird auch gefoltert von Schmerzen, welche diesen unbekannt sind, und wenn er Glückseligkeit in erhöhtem Maße besitzt, so ist dagegen auch seine Leidensfähigkeit größer, und wer wüßte nicht, daß das Leben auf der Welt der letzten Fähigkeit mehr Nahrung giebt als der ersten?

Darum wünschet weder für euch selbst noch für eure Kinder die schmerzreiche Gabe des Genies. Wünschet für euch und eure Lieben einen freundlichen, edelen, strebenden Charakter, Gesundheit, und Liebe zu Gott im Herzen, denn diese Gaben sind beglückender, als Macht und Glanz des Geistes, welche mit ihrem blendenden Schimmer nur gar zu oft den stillen Engel des Glücks ferne halten. [257]

**Moderne Wintermäntel**  
für die Saison 1859—1860.

Wir müssen gestehen, daß unter dem vielen Schönen und Zweckmäßigen, welches die Mode-Industrie im Bereich der Mäntel auch in diesem Jahre bietet, es schwer war, das Schönste und Zweckmäßigste zur speciellen Mittheilung auszuwählen. Wir haben indes nach unserm besten Ermessen aus der großen Zahl neuer pariser Mäntel mehrere der kleinsten und zweckmäßigsten ausgewählt, um sie in detaillirter Abbildung und zugleich im Schnittmuster unseren Leserinnen mitzutheilen, wie bereits in voriger Nummer zum Theil geschehen. Obgleich wir nun bei unserer Wahl möglichst auf Mannigfaltigkeit der Façons sahen, so bleiben doch mancherlei Variationen in Gestalt und Garnitur übrig, welche an der Zahl der von uns gegebenen Modelle nicht alle vertreten sein können.

Unsere Mittheilungen zu vervollständigen, geben wir also den Leserinnen noch ein größeres Bild moderner Wintermäntel, welches ohne Zweifel geeignet ist, in jeder Zeit, wo auch in Familienkreisen an Verfertigung oder Aenderungen der Mäntel gedacht wird, manchen guten Rath über Form und Garnitur zu ertheilen.

**Adrian Florent,**  
der geheimnißvolle Student.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts sind Löwen oder Louvain in den Niederlanden eine blühende Universitätsstadt, und alle reichen Bürger und Kaufleute aus dem umgebenden Handelsstädten schickten ihre Söhne dorthin, damit sie wenigstens einen Anflug von Gelehrsamkeit von dem Siege der Wissenschaft mitbrächten. So war die Universität stets von zahlreichen jungen Herren besucht, die zur Wohlhabenheit der

Sta't viel beitragen durch die Summen, die sie freigebig verschwendeten, wenn sie auch nicht allzuviel von den Schätzen der Wissenschaft und Erziehung davontrugen, die der Aufenthalt an einer Universität ihnen bot.

Um einen der Studirenden schwelbe zu jener Zeit ein Geheimniß, und wie man sich denken kann, ward der geheimnißvolle Jüngling bald ein Gegenstand des Interesses und der Neugierde seiner Gefährten, um so mehr, als die Dauer dieses Geheimnisses die Neugierde stets höher aufstachelte. Adrian Florent, der geheimnißvolle Student, stand in dem Ruf, mit finsternen Mächten zu verkehren und böse Dämonen in seinem Sold zu haben. Einige der Studirenden behaupteten fest, Adrian treibe „Schwarze Kunst“, und die vermögenden schworen darauf, Adrian Florent habe einen Bund mit dem Teufel geschlossen.

Der Leser wird natürlich gespannt sein zu erfahren, was dem Jüngling einen so gefährlichen Ruf zugezogen. Er verdanke ihm einzig den beiden hier folgenden Ursachen:

Adrian Florent, eines Tuchmachers Sohn aus Utrecht, war mit einem so wunderbaren Geist für die Wissenschaft ausgerüstet, daß es schien, als lerne er durch Eingebung. Seine Fortschritte waren wunderbar, und die übrigen Studirenden, weit entfernt sich auf einen Wettstreit mit ihm einzulassen zu können, mußten sich gewöhnen, ihm überall als Sieger zu erblicken. Dies war der erste Grund seiner Unpopulartät.

Wie wäre es denn möglich, sprach gelegentlich einer der Aulensöhne von 18 oder 20 Jahren, daß der miserable Tuchmacherlohn, der in sadenscheiniger Fäde und abgehäbter Hofe in die Fremde zog, der sein Silberstück im Wirthshaus zu verzehren hat, das der uns Alle überrufen sollte, die wir doch von Jugend auf Erziehung und gute Lehrer hatten, wenn er nicht zu verbotenen Mitteln seine Zuflucht nähme?

„Ganz unmöglich!“ lautete der Weisheitspruch der vereinigten Studentenschaft von Louvain.

Der zweite Grund war an und für sich schon mehr mysteriöser Natur, und ganz geeignet, den abergläubischen Ideen jener Zeit Vorschub zu leisten. Abendlich in der Dämmerung, wenn die übrigen Studenten daran dachten, nach den Anstrengungen des Tages sich zu erholen, entfernte sich Adrian, jede Begleitung löslieh, aber entschlossen abkehrend, und lebte erst um 10 oder 11 Uhr des Nachts wieder zurück, mit hohen Wangen und gerötheten Augen, in denen ein unnatürliches Feuer leuchtete. Ueber die Ursache und das Ziel dieser einsamen Wanderungen bewachte er stets das tiefste Stillschweigen, ließ alle Fragen und Winke unberücksichtigt, welche die neugierigsten seiner Kameraden deshalb an ihn richteten. Einmal, als die Frager alle zu dringlich wurden, ward er sogar mit stolzen sonnenigen Worten ihnen ihre Gemeinheit vor, sich in eine Angelegenheit mischen zu wollen, die ihn allein angehe, und die geheim zu halten er für gut finde. Sein Horn, indem er die Zurüinglichen über ihr eigenes Betragen beschämt machte, regte zugleich ihre Entrüstung gegen ihn noch höher auf, und die Klust zwischen Adrian Florent und seinen Gefährten erweiterte sich immer mehr. Er ging unter ihnen einher — b'wundert und angestaunt um seine Fortschritte in der Wissenschaft, die ihres Gleichen nicht fanden, doch geso-

hen, verdächtigt, geächtet, und folglich als ein unglücklicher Mensch.

Die geheimnißvollen Wanderungen dauerten indessen fort. Sobald der Abend dämmerte, schritt der schwächliche junge Student aus dem Thor des College, und ging, die ihn begleitenden Spottreden mit kaltem Lächeln beantwortend, seinen einsamen Weg. Und jeden Abend kehrte er zurück mit den Spuren geistiger Anstrengung auf seinem Gesicht, um nächsten Tages stets größere und größere Triumphe zu feiern und von seinen Studiengenossen angefeindet zu werden, die ihn beneideten und häßten, da sie ihm nicht gleichen konnten.

Endlich konnten die jungen Männer ihre Neugier nicht länger zügel'n, und eines Abends spät machten etwa zwölf Studenten sich auf den Weg, die Stadt in allen Richtungen zu durchsuchen, um zu ergründen, wo der Geheimnißvolle sich aufhalte. Zwei Stunden lang suchten sie vergebens, nirgend was der Gesuchte zu finden, und als Mitternacht nahte, wollten sie verzagen ihre Forschung einstellen, als dem Einen einfiel, sie hätten ja die St. Peterskirche noch nicht untersucht, eine Bemerkung, die von der Mehrzahl mit lautem Gelächter beantwortet ward.

„St. Peterskirche?“ rief der Eine; „beim heiligen Jakob, der junge Herenmeister wird doch nicht einen so ehrwürdigen Platz zu seinen Zauberkünsten sich ausgesucht haben!“

„Er, laßt uns doch in jedem Fall nachsehen, ob er dort ist,“ entgegnete ein Anderer, „jedes Pflächchen in Louvain haben wir ja sonst durchstöbert.“

So machten die Studenten denn die Runde um die schöne alte Kirche, und wollten eben ihren Rathgeber auslachen wegen der erfolglosen Bemühung, als dieser, die Hand auf den Mund legend, leise flüsterte: „Wenn ich nicht irre, so spürt der, den wir suchen, dort beim Schein der Lampe und lieft.“

Auf den Beben schlichen die Jünglinge näher zum Portal der Kirche, wo in eine Ecke gekauert, der vermeintliche Schwarzkünstler saß, über ein lateinisches Buch gebeugt, worin er so eifrig studirte, daß er die Annäherung seiner Gefährten nicht bemerkte.

Einige Augenblicke standen die jungen Männer beschämt; sie mochten sich nicht entschließen, den ernsten Leser anzureden, und fürchteten doch auch, sich zurückzuziehen, da das Geräusch ihrer Schritte sie verrathen konnte. Da richtete Adrian den Kopf in die Höhe und sah, daß er belauscht war.

Im ersten Augenblick stieg die Bluth des Hornes ihm ins Gesicht, doch schnell sich fassend, trat er mit ruhiger Würde seinen Gefährten entgegen und sprach lächelnd:

Ihr habt Euch Mühe gegeben, Ihr Herren, mein Thun und Treiben zu erforschen, so ist es wohl recht und billig, daß ich diejenigen noch völlig aufkläre, die schon selbst einen so großen Theil des Geheimnisses ergündet haben. So wißt denn, als ich auf die Universität ging, hatte ich die Wahl, entweder meinem Vater, der, wie Euch bekannt, ein armer Mann ist, zur Last zu fallen, oder mir meinen Unterhalt auf der Schule durch Copiren und andere Arbeiten zu verdienen. Ich wählte das Letztere, doch da ich ungern meinen Studien die Zeit entziehe, um Geld zu erwerben, so benutzte ich, um

etwas zu ersparen, die Lampe, welche der Rath dieser guten Stadt hier aufgestellt hat. Hier studirte ich jeden Abend, und daß mein Streben nicht erfolglos geblieben, hoffe ich bei der nächsten Vertheilung der Zeugnisse zu beweisen.“

„Aber, lieber Adrian, die Kälte!“ bemerkte einer der Studenten, „es ist ja kalt genug, um zu erstarren.“

Adrian reichte dem Jüngling die Hand, welcher sie herzlich ergriff. Sie war brennend heiß.

„Meine Freunde,“ sprach er heiter lächelnd, „der Durst nach Wissen ist ein brennendes Fieber, welches den Menschen verzeihen kann, wenn es nicht gestillt wird, und der, in dem dieses Feuer brennt, fühlt kaum die Kälte der Nachtlust. Nun verlaßt mich, Freunde, ich möchte allein sein!“

Mit glühenden Wangen und niedergeschlagenen Augen reichten die Neugierigen dem Studenten die Hand und gingen still davon.

Das spätere Leben Adrian Florent's gehört der Geschichte seines Landes an. Der arme bleiche Jüngling, welcher studirend bei der Lampe an der Kirchentür saß, ward Vice-Kanzler der Universität, deren ärmster Student er gewesen, nachmals Lehrer und außerordentlicher Rath Kaiser Karl's V., dann Premierminister in Spanien, und endlich Papst unter dem Namen Adrian VI.

**Die Mode.**

Obgleich unsere diesmalige Nummer durch umfassende Abbildungen aus dem Gebiet der Mode dieses Thema bereits sehr ausführlich behandelt, namentlich in Bezug auf Wintermäntel, wollen wir uns dadurch doch nicht zurückhalten lassen, unseren Leserinnen einige zeitgemäße Mittheilungen zu machen, durch welche hin und wieder manche stille oder ausgesprochene Toilettentrage Erlebung finden dürfte.

Vor Allen wollen wir denen unserer Leserinnen, welche Freundinnen bunter Farben sind, zum Trost sagen, daß n ben dem Schwarz in der Toilette der Damen auch die helleren Farben noch volle Berechtigung und Anspruch auf Eleganz haben. Es zeigen dies die vielen bunten Stoffe, die schottischen, breiti- und schmalgestreiften Taffete, die Seidenstoffe mit buntem Blumenmuster (genre Pompadour), die carrirten Seiden- und Wollestoffe, doch werden sowohl in Seiden- als in Wollestoffen die Blumenmuster aller Wahrscheinlichkeit nach am Entschiedensten zur Geltung kommen.

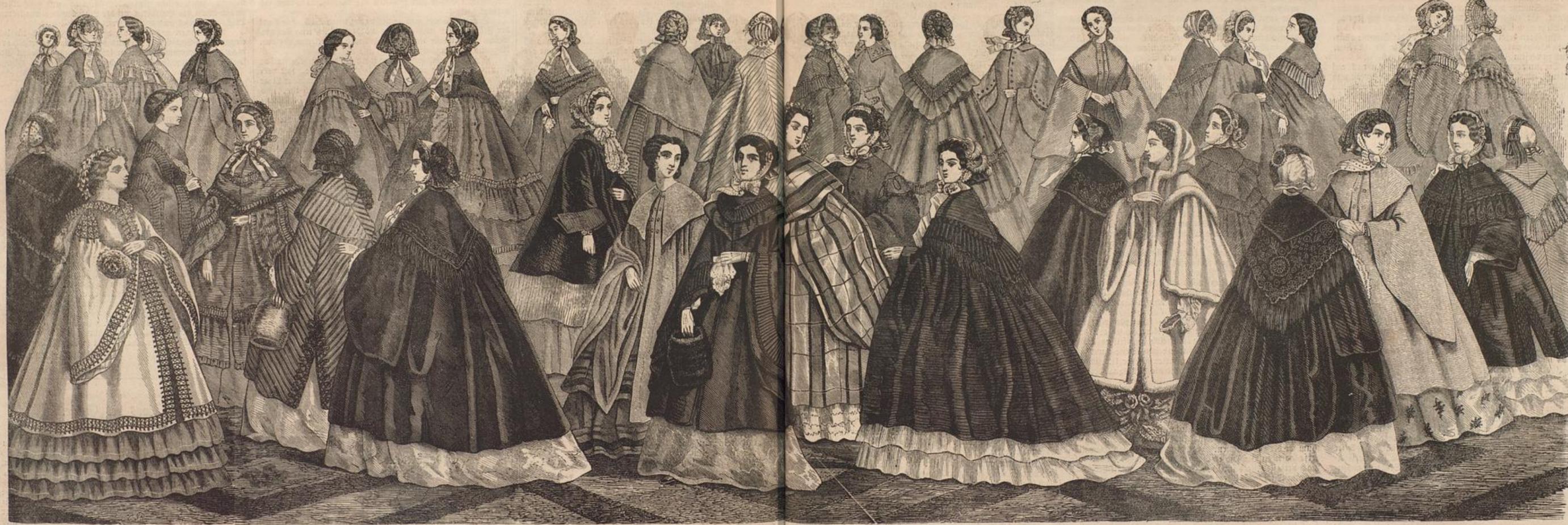
Einige pariser Modistinnen haben versucht, den Mädchen der Damen etwas von ihrer Weite zu nehmen, doch bis jetzt ohne sichtbaren Erfolg. Die Damen können sich so leicht nicht entschließen, die reiche Eleganz einer weiten Robe mit der verhältnißmäßigen Armuth eines Kleides à l'Empire zu vertauschen. Die engen Kermel indessen haben sich wieder zahlreiche Freundinnen erworben, namentlich die ganz anliegenden, unter dem Namen Ellenbogen-Kermel bekannten. Natürlicherweise behalten zur Gesellschafts-toilette die weiten offenen Kermel stets noch ihre bisherige Geltung und werden am häufigsten mit Ballonunterärmeln von ungeheuerem Umfang getragen. An diesen und an allen feineren, zur Toilette gehörigen Lingerien ist die Vereinigung schwarzer und weißer Spitzen modern, wie überhaupt schwarze Garnituren in hoher Gunst stehen.

Als Schmuck der Gesellschaftscoiffuren sind Federn sehr beliebt, doch hat die Mode uns auch mit Coiffuren einfacher Art versorgt, welche, nur aus Sammet, Band und Spitzen arrangirt, trefflich zur Gesellschafts-toilette geeignet sind.

Nächstens werden wir unseren Leserinnen einige der modernsten Coiffuren in Abbildung und genauer Beschreibung geben, unter diesen auch ein sogenanntes Haarnetz, welches indessen seiner Einfachheit wegen weniger in Gesellschaft, als im Hause zu tragen ist. Selten hat eine Tracht so allgemeine Verbreitung gefunden, wie die der Haarnetze, die von den Frauen, vorzugsweise von den Mädchen aller Stände getragen werden. Wir dürfen kaum erwähnen, daß auch diese so einfache Tracht dem Luxus eine Thür offen läßt, denn wer wüßte nicht, daß Haarnetze von Gold, Perlen und Edelsteinen das Haupt mancher Fürstin, mancher Königin der Schönheit schmücken. Die einfachere Gattung dieser Netze aber, welche sich über das Haar aller Eoens-Töchter ausbreitet zu haben scheint, wird aus Plattschnur filirt und mit einer Garnitur von Taffetband umgeben. Schwarz und Braun sind natürlich die am häufigsten zu Haarnetzen gewählten Farben, doch existiren dieselben in allen nur erdenklichen dunkeln und hellen Farben, Gelb nicht ausgenommen, obgleich gerade diese Farbe von dem guten Geschmack schwerlich gewählt werden dürfte, es müßte denn in Gold sein, welches allerdings zu Haarnetzen für Gesellschaft und Theater verwandt wird.

Die Hüte werden ebenfalls gern und reich mit Federn geschmückt, und zwar mit Federn der verschiedensten Farben, je nachdem die Garnitur des Hutes die Farbe bestimmt. Bemerkenswerth an den Hüten sind ferner die großen Kinnstschleifen, welche häufig augenscheinlich nur zum Schmuck dienen, da der Hut sichtbar durch schmalere schwarze Sammetbänder zusammengebunden wird, deren Schleife über die große Kinnstschleife herabhängt. Diese Art, den Hut zu schließen, ist in der That zu empfehlen, da sie nicht nur schonend für das oft foibare Band des Hutes, sondern zugleich sehr wohlfeildend ist.

Veronica v. J.



Original-Musik des Bazar.

# Des Morgens vor der Wiege.

Emil Taubert.

ANDANTINO.

1. Wach' auf, mein Kind, die Schwal = be hat an's Fen = ster schon ge = pikt, und lacht und fi = chert  
 2. Wach' auf, mein Kind, der Baum am Haus hat schon nach Dir ge = fragt. „Mein lie = bes, sü = ßes  
 3. Das Baum = lein a = ber zwei = felnd steht, und schüt = telt d'rob das Haupt, = und gukt mit hel = len  
 4. O weh, nun tritt die Son = ne auch schon fra = gend in das Haus. Wach' auf, mein Kind, laß

1. vor sich hin, daß sie auf wei = chem Pflü = le drin noch schlummernd dich er = blickt, noch schlummernd dich er = blickt.  
 2. Büb = chen, ach, mein Büb = chen ist schon lan = ge wach!“ hat Müit = ter = lein ge = sagt, hat Müit = ter = lein ge = sagt.  
 3. Neu = ge = lein neu = gie = rig in dein Kam = mer = lein, und spricht: „Ja, wer es glaubt!“ und spricht: „Ja, wer es glaubt!“  
 4. Schlaf und Traum, sonst plau = dern drau = ßen Schwalb' und Baum, und al = les lacht dich aus, und al = les lacht dich aus!

Wegener.

## Die verlorene Börse.

Es war ein kalter, nebliger Novemberabend, und diesen unfreundlichen Eigenschaften des Wetters mochte es zuschreiben sein, daß nur wenige Menschen die Straßen der Residenz belebten, und zwar nur solche, welche die Nothwendigkeit zwang, sich der eisigen Berührung des kalten Abends auszuweichen.

Ein Omnibus näherte sich eilig seinem Bestimmungsort. Nur ein weiblicher Passagier war darin, eine junge Dame von 22 Jahren. Man konnte sie kaum hübsch nennen, doch ungeachtet ihres verblichenen Kleides war ein Hauch von Feinheit und Anmuth über ihr Wesen ausgegossen, welcher nicht in Zweifel ließ, daß sie der bessern Gesellschaft angehöre.

Hortense W. war die hinterlassene Waise eines ruinirten Kaufmanns. In früher Kindheit und Jugend an jeden Luxus gewöhnt, sah sie sich in reiferen Jugendjahren durch den Bankrott ihres Vaters in Dürftigkeit versetzt.

Nachdem sie einige Monate mit den Widerwärtigkeiten des Lebens geringen, ward plötzlich der dringendsten Noth abgeholfen durch die Anzeige, daß ein entfernter Verwandter ihr 1000 Thaler vermacht.

Die Summe war an dem Tage, da unsere Erzählung beginnt, ihr ausgezahlt worden und sie befand sich jetzt auf dem Wege nach ihrer einsamen Wohnung.

Auf ihren besondern Wunsch hatte sie die Summe gänzlich in Gold ausgezahlt erhalten und führte sie in einer eigens zu diesem Zweck verfertigten Börse bei sich.

Der unfreundliche Abend machte keinen Eindruck auf Hortense, denn sie war vollaus beschäftigt mit Gedanken und Plänen für die Zukunft, welche um das Bild eines Mannes sich gruppirt, den sie liebte, und an dessen Gegenliebe sie fest glaubte.

Kurt N. war schon seit vielen Jahren ihr Bewerber gewesen; in den Tagen des Glückes hatte sie ihn vielen Anderen, ihm an Reichthum und Stellung überlegenen, vorgezogen, und auch in der Zeit des Leidens hing ihr Herz an ihm mit jener Beständigkeit und mit jenem Vertrauen, welche nur das Herz eines wahrhaft liebenden Weibes beherbergen kann.

Er hatte sich der juristischen Laufbahn gewidmet, doch durch eigene Nachlässigkeit und eigenen Leichtsinns bisher noch keine Anstellung erhalten, zum großen Mißbehagen aller seiner Freunde, die sich entschieden von ihm losgaben, da es nicht den Anschein hatte, als wolle er auf die Bahn der Vernunft und Ordnung einlenken.

Hortense war mit alledem zwar bekannt, doch ihr liebendes Herz sprach den Jugendfreund von Vielem frei, dessen Andere ihn mit Recht beschuldigten. Die Armut hatte sie weniger um ihrer selbst willen, als deshalb gebrückt, weil sie Kurt nicht die ihm nöthige Unterstützung gewähren konnte, so pries sie jetzt ihr Glück doppelt hoch, da sie dadurch in den Stand gesetzt war, ihn aus den dringendsten Verlegenheiten zu reizen und ihm die Mittel zur Vollendung seiner Carriere zu bieten.

Seit mehren Tagen hatte sie ihn nicht gesehen, wußte auch seine Adresse nicht, da er, von Gläubigern gedrängt, mehrmals rasch nacheinander die Wohnung hatte wechseln müssen. Dies machte ihr indessen keine Sorgen, da Beide gewöhnt waren, sich sonntäglich in der Kirche zu treffen.

Ihr Plan war nun, bei der nächsten Zusammenkunft mit Kurt nach beendigtem Gottesdienst ihm die Nachricht von ihrer Erbschaft mitzutheilen, die ganze Summe ihm zur Verfügung zu stellen und ihre Einwilligung zu rascher Verbeirathung zu geben, ein Wunsch, den Kurt oft ausgesprochen, sie aber aus Vernunftgründen nicht gewährt hatte.

Mit diesen angenehmen Gedanken beschäftigt, ließ Hortense sich von dem Omnibus schaukeln, ohne die Flucht der Zeit zu bemerken. Der Nebel draußen machte es unmöglich, Häuser und Straßen deutlich zu unterscheiden, und da sie dem Conducteur beim Einsteigen gesagt, an welcher Stelle sie aussteigen wünsche, so war sie etwas überrascht, als dieser am Schluß der Tour die Thür öffnete und sie aufforderte, abzustiegen. Der Mann hatte vergessen, an dem bezeichneten Orte halten zu lassen, und so befand sich die arme Hortense wohl eine Viertelstunde Weges von ihrer Wohnung entfernt. Klagen waren indess unnütz, und so nahm Hortense ihre große Handtasche, welche außer dem Gelde noch mehr in der Stadt

gekauft Sachen enthielt, stieg aus und wanderte zurück nach ihrer Wohnung.

Vor Kälte fast erstarrt, doch frohen, heitern Gemüthes, kam sie bei dem Hause, darin sie wohnte, an. Die übrigen Hausbewohner waren ausgegangen, doch sie öffnete mit dem für diesen Fall mitgenommenen Schlüssel.

Einige Zeit verging, ehe Hortense Feuer im Kamin angezündet, und zur Erwärmung sich eine Tasse Thee bereitet; dann, bei ihrem einfachen Mahl sitzend, erquickte sie sich an dem Gedanken, daß sie nun bald nicht mehr allein sein, sondern mit ihrem geliebten Kurt vereint leben werde, Dank der heut erhobenen Erbschaft.

Bei diesem Gedanken griff sie nach ihrer Tasche und suchte darin unter den übrigen darin befindlichen Sachen die zu ihrem Glück so nothwendige Summe.

Sie war nicht darin. Sie untersuchte nun jeden Winkel des Zimmers und der Treppe, jeden Platz des Hauses, den sie betreten, doch keine Spur des Geldes war zu finden.

Sie ging hinaus vor die Thür, in der Hoffnung, der Omnibus werde vorüberfahren — doch zu spät; vor zehn Minuten schon hatte er die Straße passirt, wie die Nachbarn sagten, und so mußte Hortense denn warten auf seine Rückkehr aus der Stadt.

Wie lang dückte dem armen Mädchen die Stunde bis der Omnibus ihr zu Gesicht kam. Der Conducteur hatte nichts gefunden, erlaubte aber der ängstlich Forschenden höflich, in dem Wagen nachzusehen. Hortense that es, doch ohne Erfolg. Ein Passagier mußte ihren Schatz gefunden und mitgenommen haben.

Alle ferneren Nachsicherungen blieben eben so erfolglos. Das Einzige was zu thun noch übrig blieb, war, den Verlust in öffentlichen Blättern bekannt zu machen, und den ehrlichen Finder zur Zurückgabe aufzufordern mit dem Versprechen einer bedeutenden Belohnung.

Niedergeschmettert und muthlos kam Hortense endlich wieder in ihrem Stübgen an, das sie mit so ganz anderen Gefühlen betreten. Nach einer ruhelosen Nacht erhob sie sich sehr früh und schrie, kaum einen Bissen Brod zum Frühstück zu sich nehmend, die Inserate für die Zeitungen. Hundert Thaler Belohnung waren darin dem Finder bei Rückgabe der verlorenen Summe versprochen, und nun, da sie diesen Schritt gethan, die Anzeigen in die Zeitungs-Bureau trugen, wartete sie geduldig, hoffend, Niemand könne so grausam sein, ihr Eigenthum ihr vorzuenthalten, besonders da sie die Ehrlichkeit mit einer ansehnlichen Summe belohnen wollte.

Sie wartete eine ganze Woche, doch keine Erwiederung auf ihre Anfrage lief ein. Ihre Lage ward täglich drückender, kaum ein Thaler war noch in ihrem Besitz und aller werthvollen Sachen hatte sie schon früher sich entäußern müssen.

Ihren Kummer zu erhöhen, war Kurt schon zwei Sonntage nicht, wie gewöhnlich in der Kirche erschienen. War er krank? Vielleicht war er dem Tode nahe, und sie wußte nicht wo er zu finden, sie konnte ihm mit keinem Wort der Liebe, des Trostes nahen!

Abermals verging eine Woche — keine Nachricht von Kurt — keine Nachricht von dem verlorenen Gelde! Sie mußte ihre Wohnung verlassen und eine wohlfeilere aufsuchen, denn ihr Erwerb durch Handarbeiten reichte kaum hin, sie vor Hunger zu schützen. Ihr zarter Körper litt sichtlich unter diesen Entbehrungen, während die Todesqual der Ungewißheit an ihrer Seele zehrte.

Doch noch herberes Leid war Hortensen aufbehalten. Bis jetzt hatte sie nur für Kurts Leben und Sicherheit gebangt. Sie sollte auch noch an seiner Ehre und Tugend zweifeln lernen.

Eines Morgens ging sie wieder in das Zeitungs-Bureau, wohin die Antworten auf ihre Aufforderung adreßirt werden sollten, um zu fragen, ob keine Aussicht sich zeige, ihr Eigenthum wieder zu erlangen. Nachdem sie den gewohnten niederschlagenden Bescheid empfangen, wollte sie soeben das Gemach verlassen, als ihr Blick auf ein Zeitungsblatt fiel, das auf dem Tisch lag. Unter den Verlobungsanzeigen war eine:

Kurt N. . . . .  
 Karoline B. . . . .

Das war mehr, als Hortense zu tragen vermochte. Sobald diese Zeilen sie über ihren neuen Verlust aufgeklärt, sank sie ohnmächtig zurück, und als sie wieder zu sich kam, war der Verstand entflohen.

2.

An dem Abend, da Hortense das ererbte Geld empfangen und verloren, sah Kurt in einer Restauration, und wir müssen gestehen, in keineswegs heiterem Gemüthszustande, denn das Gewicht der Armut lastete schwer auf ihm. Kurt N. war ein junger Mann von ungefähr 24 Jahren, groß, hübsch, von einnehmenden Manieren, bedeutenden Talenten und guter Erziehung. Leider aber wurden diese schönen Eigenschaften durch manchen Fehler verdunkelt. Vollkommener Mangel an Selbstbeherrschung brachte in sein Wesen ein stetes Schwanken zwischen Gut und Böse, so daß man ihn fast charakterlos nennen konnte, dabei ließ sein Stolz und seine Eitelkeit ihn selten zu der Einsicht kommen, daß er überhaupt sich Fehler zu Schulden kommen lasse, die übrigens häufig durch seine persönliche Liebenswürdigkeit so übertüncht erschienen, daß nur Wenigen sein eigentliches Wesen erkennbar wurde.

Kurt's pecuniäre Lage war zur Zeit eine verzweifelte. Dank seiner Gewandtheit und der Größe der Stadt hatte er sich bis jetzt noch vom Schuldareß frei gehalten, und gelebt, er wußte selbst nicht wie und wo, noch weniger, wie und wo er ferner leben solle. Er dachte an Flucht, an Auswanderung, an Manches, es fehlte ihm zu Allem nur — Geld.

Der Abend war schon weit vorgerückt, als er, diesen Gedanken sich entreibend, auffand und die Restauration verließ. Obgleich seine jetzige Behausung eben nicht weit ab lag, fühlte er doch keine Lust, zu gehen, und stieg daher in den vorüberfahrenden Omnibus.

Kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so bemerkte er, daß etwas auf dem Stroh des Fußbodens liege, er blickte sich darnach und fühlte eine ziemlich schwere Börse. Der Eintritt eines neuen Passagiers hielt ihn indess von genauerer Prüfung ab, und so verschob er dieselbe, bis er seine Wohnung erreicht.

Ein Ausruf der Freude entfuhr ihm, als er, zu Hause angelangt, den Inhalt der Börse erblickte. Tausend Thaler in Golde! Keine Banknoten, keine Coupons, die seinen Fund hätten verrathen können! Vor einer Stunde besah er kaum noch einen Thaler, und nun ward ihm eine für seine jetzige Lage große Summe, ein Reichthum, in den Weg geworfen!

Einen Umstand freilich, eine wichtige Betrachtung konnte er sich nicht verbergen. — Das Geld gehörte nicht ihm. Doch wenn die Neigung zu einer unredlichen Handlung einmal da ist, so fällt es nicht gar zu schwer, das gefällige Gewissen durch einige leichte Entschuldigungen zur Ruhe zu sprechen. Kurt entschloß sich also, das Geld zu behalten.

Es giebt Schicksale, Ereignisse, die nur in großen Städten möglich sind, und zu diesen gehört die hier erzählte Begebenheit. Zu derselben Zeit, als Hortense in verzweiflungsvoller Sorge, vorzugsweise um Kurt, lebte, schwelgte dieser im Genuß des ihm so unverhofft zugefallenen Glückes. Natürlich hatte er keine Ahnung, daß das Geld Hortensen gehöre; er besahlos sogar, sie schon am nächsten Morgen aufzusuchen und seinen Fund ihr mitzutheilen.

Der Morgen kam, und mit ihm eine Bedenklichkeit. Würde Hortense bei ihrer streng ehrenhaften Gesinnung damit einverstanden sein, daß er das Geld behalte? — Da er zur Herausgabe desselben aber durchaus keine Lust hatte, so schob er den Besuch bei Hortensen noch auf einige Tage hinaus.

Unterdessen wollte er sich die Zeit verkürzen durch einen Besuch bei seinem Onkel, der eine halbe Tagreise von der Residenz auf dem Lande Prediger war. Dieser Onkel hatte ihn stets sehr freundlich empfangen, da Kurt an ihn, als an einen mittellosen Mann, nie pecuniäre Forderungen gestellt, und dieser über des Neffen Extravaganzen in völliger Unwissenheit lebte.

Auch diesmal empfing ihn der Onkel sehr freundlich, bedauernd, ihn so lange nicht gesehen zu haben, und fragte nach der Ursache seines so langen Ausbleibens.

Kurt entschuldigte sich mit Geschäften, mit nothwendigen Studien, und der alte ehrliche Herr glaubte ihm aufs Wort.

„Mir bist Du immer angenehm, Kurt,“ sprach der Pfarrer freundlich, „aber jetzt doppelt; wir haben eine junge

Dame hier im Hause, Karoline P. . . ., die Nichte meiner Frau, von der Du uns gewiß schon hast reden hören. Dem armen Mädchen mag's hier bei uns alten Leuten gar einsam vorkommen." Mit diesen Worten führte der Onkel den Anführer in das Wohnzimmer und stellte ihn der jungen Dame vor.

Karoline P. . . . war hübsch und liebenswürdig und besaß außer vielen anderen Vorzügen noch den, durch ihre eben erlangte Mündigkeit unumschränkte Herrin von 100,000 Thalern zu sein.

Die beiden jungen Leute geriethen bald in lebhaftere Unterhaltung und fanden gegenseitig großes Gefallen aneinander. Der Tag flog rasch dahin, und nachdem die junge Dame sich zur Ruhe begeben, blieb Kurt noch eine Weile mit seinem Onkel und seiner Tante allein.

Die Tante, wie viele alte Damen, eine leidenschaftliche Ghefisterin, konnte sich nicht enthalten, Kurt über die Verhältnisse ihrer Nichte aufzuklären und zu gestehen, daß es ihr eine große Freude sein würde, ihre Nichte mit dem Besen ihres Mannes verheirathet zu sehen.

Die Worte der Tante versetzten nicht, auf Kurt einen tiefen Eindruck zu machen, denn seine Cousine hatte ihm sehr gefallen, und obgleich er den Vorwurf der Geldgier mit Entschiedenheit abgewiesen haben würde, hatten doch seine letzten Erfahrungen ihm einen hohen Begriff von dem Werth des Geldes beigebracht.

Anfänglich erschien ihm freilich sein Verlobniß mit Hortense als ein unüberwindliches Hinderniß, Karoline je zu besitzen. Doch die Tage vergingen, Karolines Gesellschaft ward ihm unentbehrlicher durch die Gewohnheit, und die Erinnerung an Hortense verblieb mehr und mehr.

"Welche Aussichten habe ich, wenn ich Hortensen treu bleibe?" sprach er zu sich selbst. "Sollen wir unsere jungen Jahre in endloser Verlobung hinbringen, oder verheirathet, alle Bitterkeiten der Armuth kosten?"

Durch solche und ähnliche Sophistereien suchte Kurt sich zu täuschen über seine Pflichten gegen ein Wesen, welches sein Leben freudig für ihn geopfert haben würde; doch es ist traurig, bei dieser Wendung zu verweilen. Es genüge zu sagen, daß Kurt nach Ablauf einiger Wochen seiner Cousine seine Hand antrug und sie dieselbe annahm.

3.

Ein Jahr später finden wir Kurt und Karoline auf einem prächtigen Landstift unsern der Residenz.

Das Geld wirkt Wunder. Kaum wurde es bekannt, daß Kurt K. . . . durch seine Heirath Besitzer eines Vermögens von 100,000 Thalern geworden, als selbst die, welche seine Jugendthorheiten am härtesten beirtheilte, seine Freundschaft wieder suchten. Auch gab sein jetziges Leben durchaus keinen Anstoß, nicht den geringsten Grund zum Tadel, denn Kurt gehörte zu den Naturen, welche zur Entfaltung ihrer guten Eigenschaften des Glückes bedürfen.

Er war geliebt von seiner vortrefflichen Frau, geehrt und geachtet von seinen zahlreichen Freunden, von Schmeichlern und jedem Comfort des Lebens umgeben — doch war er glücklich? Konnte er das liebende vertrauende Mädchen ganz vergessen, das er verlassen? Nicht ganz. Es kamen Augenblicke, wo der Gedanke an Hortense ihn schmerzlich verfolgte, wo ihr bleiches sinnendes Antlitz vor seiner Seele aufstieg, und ihn zusammenschauern ließ inmitten der heitersten Unterhaltung.

Um sein Gewissen zu beruhigen, hatte er bald nach seiner Verheirathung von einem Kaffeehause aus einen Brief an Hortense geschickt mit hundert Thalern. In diesem Briefe hatte er ihr gesagt, daß besondere Verhältnisse ihren ferneren Verkehr, ihre Verbindung hinderten, doch dieser Brief war zurückgekommen mit der Bemerkung, daß die Adressatin nicht aufzufinden, und so tröstete Kurt sich denn so gut er konnte mit dem Gedanken, daß er das Mögliche gethan, seine Treulosigkeit gut zu machen.

Ein ganzes Jahr lang war es ihm gelungen den Flecken seines Gewissens vor seiner Gattin und vor der Welt zu verbergen, doch der Tag des Gerichts blieb nicht aus, welcher dem leichtsinnigen Manne die Maske herunterriß.

"Kurt," sprach Karoline eines Tages zu ihrem Gatten, während beide beim Frühstück saßen, "ich hörte gestern, daß eine meiner liebsten Jugendfreundinnen hier im Irrenhause sein soll. Ich möchte sie sehr gern sehen, fürchte mich aber allein hinzugehen. Willst Du mich wohl begleiten?"

Eine rasche, bereitwillige Zusage war die Antwort, und noch an demselben Vormittage ward der Plan in Ausführung gebracht.

Eine seltsame Beklommenheit ergriff Kurt, da er mit seiner Gattin im Wagen saß, der sie nach dem Irrenhause bringen sollte. Ein unbestimmtes Vorgefühl von etwas Schrecklichem erfaßte seine Seele. Nur wenige Worte wurden unterwegs gewechselt, denn Karoline war tief ergriffen von dem traurigen Wiedersehen, das ihrer harzte, und ihr Gatte fühlte sich beängstigt und niedergedrückt genug, um schweigsam zu sein.

In der Irrenanstalt angekommen, wurden sie in das Empfangszimmer gewiesen, welches zufällig leer war. Karoline nahm Platz auf einem Sessel, während Kurt ans Fenster trat und hinausblickte.

Irrenanstalten sind schaurige Orte! Jeder Raum erzählt uns von den herzzerreißendsten Leidenschaften! Wie viele frohe Hoffnungen und glänzende Entwürfe sind hier geendet und begraben von der traurigsten aller Krankheiten, und ach, wie viele Opfer menschlicher Grausamkeit und Ungerechtigkeit schmachten in diesen Zufluchtsorten des zerrütteten Verstandes.

Vielleicht zogen solche oder ähnliche Betrachtungen durch Kurt's Seele in dieser verhängnißvollen Stunde seines Lebens, vielleicht regte das Bewußtsein sich in ihm, doch — seine Betrachtungen wurden unterbrochen. Die Thür öffnete sich, und — die gräßlichsten Träume wurden von dem ihn nun erwartenden Anblick übertroffen!

Da stand sie vor ihm, die tiefgekränkte Hortense, bleich und abgezehrt wie ein Gespenst. Dennoch erkannte er sie, und sie erkannte auch ihn, doch war der Eindruck des Wiedersehens in ihrer Seele durchaus verschieden von dem, welchen sie auf ihn hervorbrachte.

Hortensens Wahnsinn war von milder, sanfter Art. Sie erinnerte sich des Verlustes der Börse, der Dual vergeblichen

Wartens, doch das Ereigniß, welches ihr den Verstand raubte, war mit solcher Macht auf ihre Seele eingestürzt, daß es zugleich jede Erinnerung an die einzelnen dabei obwaltenden Umstände niederriss. Sie hielt nur den Gedanken fest, daß ihrem Kurt irgend etwas zugestoßen sei, das ihn verhindere, zu ihr zu kommen, und so war denn ihr Gefühl beim Anblick des Geliebten und ihrer Jugendfreundin nur das der Freude.

Karolines Freundin, die zu sehen sie ins Irrenhaus gekommen, war Hortense. War es Zufall, war es Verhängniß, daß Kurt es nie erfuhrt? Daß Hortensens Name von seiner Gattin nicht genannt ward? Kurt's böse Ahnungen wurden zur schaurigen Wirklichkeit. — Da stand sie vor ihm, deren verfallene Gestalt, deren irrer Blick ihn als Mörder einer Seele anklagte, seine einstige Geliebte, die Freundin seines Weibes.

Wir wollen die unzusammenhängenden ergreifenden Worte, Liebesungen und Klagen nicht wiederholen, in denen die Wahnsinnige die Empfindungen ihrer Seele offenbarte. Sie belehrten Kurt nur allzubald, daß er nicht nur Hortensens Herz gebrochen, ihren Verstand verwirrt, sondern auch ihr Eigenthum ihr geraubt habe.

Karoline sah mit Staunen aus Hortensens Wesen und Worten, sowie aus ihres Gatten verlegenem, gedrücktem Benehmen, daß beide früher einander nahe gestanden haben mußten, doch war ihr Herz zu sehr von Mitleiden für ihre Freundin erfüllt, als daß ein anderes Gefühl neben diesem hätte zur Herrschaft gelangen können.

Die zum Besuch gestattete Zeit war bald abgelaufen, und Kurt und seine Gattin erhoben sich von ihren Sitzen, um zu gehen. Karoline reichte ihrer armen Freundin die Hand zum Lebewohl. Thränen traten in ihre Augen; die verächtlichen Tropfen zu trocknen, zog sie das Tuch aus der Tasche, und mit diesem zugleich eine Börse, die sie zufällig zu Hause in einer Schublade unter alten Sachen gefunden und mitgenommen, als besonders heilig, um eine größere Geldsumme mitzunehmen, wie sie heut beabsichtigte.

Es war die verhängnißvolle Börse, welche ein Hortensens Erbtheil enthielt. Warum Kurt sie nicht vernichtet? Wer vermochte diese Frage zu beantworten! Vielleicht lag es in der Absicht der Vorsorge, daß diese Börse seine Verrätherin werden sollte, das Mittel, dessen die ewige Gerechtigkeit sich bediente, dem leichtsinnigen Betrüger die Maske des ehrlichen Mannes, die er so lange getragen, herabzuziehen.

Der Eindruck, den das Erscheinen der Börse auf Kurt und Hortense hervorbrachte, ist schwer zu beschreiben. Kurt ward todtenbleich und zitterte heftig, während Hortense einen durchdringenden Schrei ausstieß.

"Wo — wo hast Du die Börse gefunden?" rief Hortense — "mein verlorenes Geld war in dieser Börse!"

Eine Ahnung des wirklichen Zusammenhanges flog durch Karolines Seele, und mit angstvoll fragendem Blick wandte sie sich zu Kurt, um Aufklärung bittend, doch dieser, unfähig ihren Blick zu ertragen, stürzte zum Saale hinaus.

Durch den Schrei herbeigezogen, kam ein Krankenwärter, nach Hortensen zu sehen, und führte sie, die Aufgeregte, heftig Widerstrebende, hinaus.

Auch Karoline ging. Wie sie hinauskam, wie sie die traurige Wahrheit ertrug, sie wußte es selbst nicht. Sie wußte nur das eine, Kurt hatte ein treues Herz betrogen; er, dem sie Liebe und Treue gelobt, er war ein Flüchter, vielleicht ein Dieb.

Es war bitter für die Arme, so aufgeschreckt zu werden aus dem Traum ehelicher Glückseligkeit. Doch Karoline war eine edle Natur, und von höheren Motiven, als denen der Selbstliebe geleitet. Sie beschloß, den schon so tief gebeugten, beschämten Gatten durch keinen Vorwurf noch tiefer zu beugen, sondern ihn durch Liebe und Sanftmuth zur Reue und auf die Bahn des Rechtes zu führen.

Leider ward ihr die Gelegenheit nicht, diesen schönen Vorfall auszuführen. Schon am Abend dieses verhängnißvollen Tages brachte der Postbote ihr einen Brief von Kurt's Hand. Er enthielt folgende Worte:

"Karoline, Du wirst mich nicht wiedersehen. Ich habe Dich getäuscht, und an Hortensen grausam gesündigt. Bis heute kannte ich noch nicht das ganze Maß meiner Schuld. Ich kann nicht leben unter dem Druck der Scham, Reue und Verachtung. Fluche mir nicht. Suche mich zu vergessen. K. K."

Am nächsten Tage ward der Leichnam eines wohlgekleideten Mannes aus dem Kanal gezogen und als der des Gutsbesizers Kurt K. . . . erkannt.

In der gerichtlichen Untersuchung ward von Zeugen ausgesagt, daß er sich ins Wasser gestürzt, und da kein Grund vorhanden, Geisteszerrüttung bei ihm vorauszusetzen, so erkannten die Geschworenen einstimmig auf Selbstmord.

Hortense ist noch Bewohnerin des Irrenhauses, Kurt liegt im einsamen Grabe des Selbstmörders, und seine Wittwe lebt mit gebrochenem Herzen ihr trauriges Dasein hin, den Tod ersehnd, damit er sie von den Erinnerungen der Vergangenheit befreie. [4296]

Amerikanisches Leben.

Die Neigung zu Geschäft und Arbeit ist vielleicht in keinem Theil der Erde so vorherrschend, als in Nordamerika, d. h. was die Männer betrifft. So viel Reichthümer auf diese Weise auch in einzelnen Familien angehäuft worden sind, und was mehr ist, so viele nützliche Erfindungen wir dieser Betriebsamkeit zu verdanken haben, so hat dieselbe doch ihre bedauerlichen Verthe, ja traurige Seite, denn sie verschlingt in den meisten Fällen die edeln Güter der Gesundheit und häuslichen Glückes.

Jede Geschäftsthatigkeit soll Zeit übrig lassen für Familienfreuden, für gesellige Unterhaltung mit Freunden, für das heitere gemeinschaftliche, tägliche Mahl, für die höf-

ren Genüsse der Literatur und Kunst, denn diese Abwechslungen sind nothwendig, die Freude an der Arbeit zu erhalten, und den von Mühen und Sorgen der täglichen Geschäfte abgespannten Geist zu erfrischen. Für alle diese höheren Bedürfnisse des Lebens hat der Amerikaner kaum so viel Sinn als ein Wilder von Neu-Seeland. Es giebt Keinen, der im Hause fremder wäre, als der Hausherr selbst; er kennt es nur als den Ort, wo er schläft und sich aufhält, wenn er krank ist. Von ehelichem Glück kennt er so wenig als ein morgenländischer Schah, und seine Frau ist so wenig seine Lebensgefährtin, als es die Haremabwohnerinnen ihrem Herrn sind. Des Morgens hat er zu große Eile, ins Geschäft zu kommen, als daß er sich einen Augenblick gemüthlichen Beisammenseins gönnen könnte, den Tag bringt er im Geschäftslocal zu, und wenn er Abends zurückkehrt, ist es zu spät noch an dem Beisammensein der Seinen Theil zu nehmen, oder er ist zu müde, sich daran zu erfreuen.

Viele Kenner des Menschenherzens behaupten, daß Kinder die Arbeit versüßen. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, ein amerikanischer Geschäftsmann beudet diese Gelehrtheit zur Erweiterung des Lebens nicht im Geringsten aus, und wäre er auch mit Kindern reichlich gesegnet. So wird von einem Familienvater aus New-York erzählt, dem zufällig die Wärterin mit seinem eigenen Kinde auf dem Arm begegnete. Er blieb stehen, küßt in einer plötzlichen Anwandlung von Zärtlichkeit den Kleinen und erkundigt sich angelegentlich nach dessen Eltern, denn er wußte in der That nicht, daß es sein eigenes Kind sei, dem es gelungen, ihn eine Minute von Geschäftsgedanken abzugeben. Im Allgemeinen schätzt der amerikanische Geschäftsmann und Speculant seine Kinder nur als das, was sie einst werden sollen, ohne in der Gegenwart an ihrer hohen Kindheit sich zu erquicken.

Der amerikanische Geschäftsmann hat natürlicherweise auch keine Freude, sondern höchstens Bösens- und Handelsbekanntschaften; die Gastfreundschaft findet keine Stelle in seinem Hause, obgleich ein großer Ball in der Winteraison und die eleganten Toiletten der Frau und der Töchter dem Publicum zeigen, oder wenigstens zeigen sollen, daß das Haus des amerikanischen Geschäftsmannes ein glückliches, ein fashionables sei.

Möglich, sogar sehr wahrscheinlich ist, daß zum großen Theil die Frauen in der neuen Welt, wie hier, die Schuld tragen, wenn ein Hauswesen, statt Glück oder Heiterkeit, Mangel an Glück und Freude beherbergt, einen Mangel, welchen der Prunftsucht glänzender Mantel nicht immer zu verdecken im Stande ist. Wir können uns und unser deutsches Vaterland glücklich preisen, daß es wenig Eben zählet, welche denen amerikanischer Geschäftsleute gleichen. Der geschäftstreibende Amerikaner hört, im höhern Verständnis, auf, Mensch zu sein, und wird zur Arbeitsmaschine. Dennoch behandelt er den Mechanismus seines eigenen Körpers mit unendlich geringerer Sorgfalt als seine Spinn- oder Dampfmaschinen, denn diese werden nie über ihre Kräfte angefordert, werden sorgfältig eingeeßt, und gelegentlich gehalten, wenn sie der Ausbesserung zu bedürfen scheinen. Doch die Nerven und das Gehirn des Geschäftsmannes sind ewig gespannt; und wohl ihm, wenn sein Herz noch empfindlich geblieben für das Del der Heiterkeit, welches Familienliebe und häuslicher Frieden hineinzuträufeln vermögen.

Die Auster.

Obgleich wir annehmen dürfen, daß nur wenige unserer Leserinnen die Auster, diese von den Männern so sehr geschätzte Gabe des Meerergottes, als Delicatsse anerkennen, so wissen wir doch eben so wohl, daß rücksichtsvolle Hausfrauen kein einigermaßen solennes Festmahl für Herren arrangiren, ohne den Austern ihren Platz auf der Tafel einzuräumen. Keine Auster! Ein Frühstück oder ein Souper ohne Auster wäre für Herren fast so wenig zu goutiren, als ein Frühstück, ein Souper ohne Wein!

Nun, die Auster verdienen diese Gunst, denn viele berühmte Aerzte stimmen in dem Urtheil über dieselben darin überein, daß sie eine zugleich nahrhafte und leichte Speise seien, ja, einige gehen sogar so weit, zu behaupten, daß der häufige Genuß der Auster ein wirksames Mittel gegen Schwindel und Hypochondrie sei, und ein langes Leben bewirke.

Sollen jedoch die Auster diese wunderbaren Wirkungen hervorbringen, so dürfen sie nicht in der Reife genossen werden, d. h. nicht im Juni, Juli, August, bei zeitigem Frühjahrsfögar im Mai nicht mehr.

Die Auster sind gut und für den Genuß tauglich, wenn die Schalen sich schwer öffnen, wenn sie an der innern Schale haften und von reinem klarem Wasser umgeben sind. Die Auster, deren gefärbte fleckige Muscheln sich leicht theilen, die ein weiches milchiges Ansehen haben, dem Druck des Fingers leicht nachgeben, sind trante Auster.

Zuweilen legen die Austerhändler, um den Auster das frische Ansehen widerzugeben, sie in Salzwasser, doch der Betrug ist leicht zu bemerken an dem scharfen befeudenden Geruch, welche diese in Salzwasser aufgetriebenen Muschelbier von sich geben.

Die vorzüglichsten Auster, nach dem Urtheil aller Feinschmecker, sind die von Dünede. Ihr Fleisch ist zart, süßlich, auf der Junge zergehend, doch an Größe steht diese vorzüglichste, die holländische Auster, hinter den geringeren Arten zurück. Unter diesen sind noch zu nennen die bordeaurer Auster, welche sich durch grüne Farbe, und die von Cancale, welche sich durch einen pflanzlichen Geschmack auszeichnen, der namentlich den pariser Gourmands sehr zusagt, daher von der letztgenannten Sorte in Frankreichs Hauptstadt, so wie im nördlichen Frankreich überhaupt eine ungläubliche Menge verbraucht wird.

Werden bei einem Dejeuner Auster gegeben, so ist es nicht die Sache der Hausfrau, sie zu öffnen; es geschieht durch die Austerhändler selbst. Doch da leicht der Fall eintreten könnte, daß, namentlich auf dem Lande, keine des Geschäfts kundige Hand zu erlangen ist und die Köchin demselben sich unterziehen muß, so dürfte eine Belehrung darüber den Hausfrauen dennoch willkommen sein.

Man nimmt ein starkes Messer mit kurzer, abgerundeter, nicht scharfer Klinge, bedeckt die linke Hand mit einem Leinentuch, stark genug, das etwaige Abgleiten des Messers unschädlich zu machen, legt die gewölbte Seite der Muschel platt auf den Ballen der linken Hand, sie gerade haltend, damit das in den Schalen enthaltene Wasser nicht auslaufen kann. Nun drängt man die Messerklinge in das sogenannte Schloß der Muschel, senkt die Klinge etwas, hebt sie wieder und fährt damit an den Wänden der obern Schale entlang, bis beide Schalen völlig voneinander getrennt sind.

Der Austerkörper darf nicht von der untern Schale abgelöst werden, und beim Anrichten müssen die oberen Schalen wieder auf ihre unteren Hälften gelegt werden, damit das feine Aroma nicht verfliehe.

Die echten Austerliebhaber essen die Auster ohne Pfeffer, Essig oder Citrone. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß Milch die Auster auflöse; eher hat der Essig diese Wirkung.

Viel Alkohol (reinsten Weingeist) enthaltende Weine müssen nicht zu Austern gegeben werden, dagegen sind die herben Weine dazu zu empfehlen, z. B. weißer Chablis und Sauterne. [4157]

### Ueber die Durchwinterung zarter Pflanzen und deren Abhärtung im Freien.

Gewiß giebt es unter der großen Zahl unserer Leserinnen Manche, denen die Sorge für ein Gärthchen anvertraut ist, und welche sorgsame Gärtnerin ließe sich nicht angelegen sein, die ihrer Pflege übergebenen Pflanzen gegen die drohende Strenge des Winters zu schützen? Doch die Pflege der Pflanzen, dieser eigentümlichen, unmittelbaren Kinder der Erde, ist so leicht nicht, als es bei oberflächlicher Beobachtung scheinen mag. Wie in einer zahlreichen Familie oft kein Kind dem andern weder an Gemüth, noch an Zügen gleich, jedes derselben auf besondere Weise behandelt und erzogen sein will, so auch in der großen Pflanzenfamilie. Die Naturen der Pflanzen sind so unendlich verschieden, daß ihre Erziehung wahrlich ein Studium genannt werden kann. Jede verlangt zum Gedeihen Berücksichtigung ihrer Eigenheit, verlangt Schonung und liebende Pflege, doch keine Verjüngung. Diese kann den Kindern der Pflanzenwelt so verderblich werden, als den Kindern der Menschen, und ein gewisses Maß von Abhärtung ist hier wie dort bei der Erziehung anzurathen.

Man mache es sich zur Regel, die Pflanzen nie eher zu bedecken und zu umkleiden, als bis der Frost  $\frac{1}{2}$  Zoll tief in den Boden eingedrungen ist; man wird dadurch mancher Verjüngung vorbeugen. Haben die zarteren Holzpflanzen, welche sich für das freie Land eignen (wie z. B. Magnolien, Azaleen, Andromeden, Kalmien, Rhododendren, Salixbäume (Wingto biloba), Rothergalla, Rhodora u. a. m.) einen von Nadelgehölz dicht umgebenen oder auf andere Art sehr beschützten Standort, der keine heißen Sonnenstrahlen (die den Saftumlauf zu früh anregen) zuläßt, und einen weder zu nassen, noch zu trocknen Boden (am besten cultivirter Moor- oder Hainboden mit Sand und Lehm gemischt), so werden solche Pflanzen von früher Jugend an abgehärtet, so daß sie ununterbrochenen Winter meistens ohne Bedeckung aushalten; nur über ihre empfindlichsten Theile, die Wurzeln, muß etwas (etwa 5-8 Zoll hoch) Laub u. dergl. gedeckt werden.

Zarte Holzpflanzen, die einen gefährlichen Standort haben, und deren Stämme zum Niederfallen zu spröde oder zu feil sind, müssen mit einer winterlichen Ueberkleidung versehen werden. Die besten Materialien dazu sind folgende: a) Nadelholzweige, besonders von Fichten und Kiefern, sie halten wegen ihrer harzigen Bestandtheile mehr als jedes andere Ueberkleidungsmaterial den Frost ab; — b) Haidkraut, und zwar vorzüglich solches, welches mit Haide- und Hirschtollenflechten gemischt ist (moosige Haide); — c) trockenes Schilfrohr, und d) trockenes Farrenkraut, namentlich Pteris aquilina.

Umlieferungen von Stroh und Strohhalmen sind in den meisten Fällen mehr schädlich als nützlich; denn beide dienen nicht nur den Mäusen zum angenehmen Winterquartier, welche dann zugleich die Pflanzen benagen, sondern sie halten auch die Nässe zu lange an, so daß eine nicht sehr dicke Umlieferung dennoch leicht durchfriert. Ist die Strohumlieferung aber dicht und dicht um die Pflanze, so wird die letztere entweder erstickt, verdirbt durch Moder und Schimmel, oder sie macht unter der zu warmen Decke zu frühe Triebe, die, späterhin entleidend, von der geringsten Frühjahrskälte verderben. Taggen empfehlen sich die oben angegebenen Materialien immer als die sichersten, denn sie halten keine Nässe lange an und wehren nicht nur hinreichend den Frost ab, sondern lassen dabei auch mehr oder minder Luft durch, die den Pflanzen niemals auf lange Zeit fehlen darf.

Die Umlieferungsmaterialien werden, nachdem die absteigenden Nässe der Pflanzen behutsam mit Bast oder Weidenruthen etwas nach dem Stamme zu angeholt worden sind, von unten auf, dicht und dachziegelförmig übereinander um die Pflanze gebunden, nachdem man zuvor den Erdboden über den Wurzeln 6 bis 8 Zoll hoch mit Laub, Spreu, Flachsseben (Ageln), Moos, Tangeln (Pinusnadeln) oder dergleichen bedeckt hat, damit der Frost nicht in den Boden eindringen und die Wurzeln verletzen kann. Damit die Pflanze unter der Umlieferung frei stehe, steckt man oft 4 oder mehrere Pfähle um dieselbe, die man oben zusammenbindet, und an diese werden Quersäbe befestigt, um das Deckmaterial daran zu binden. Besteht die Umlieferung aus Rohr, Haide, oder Farrenkraut, so thut man wohl, in der Mitte an einer Seite eine Oeffnung zu lassen, um bei jedesmaligem Thauwetter Luft zu lassen; bei Frostwetter wird sie mit Streu zugestopft. — Die Stärke der Umlieferung richtet sich theils nach der Zartheit der Pflanze, theils nach dem winterlichen Klima. Will man bei zarten Pflanzen ganz sicher gehen, so umkleide man sie erst mit Schilfrohr, und darüber noch mit Nadelholzweigen; doch immer so, daß das Wasser ablaufen kann. — Für den Winterschutz haltbarer Holzpflanzen, die unterm gewöhnlichen Winter nicht gut im Freien aushalten, hat der Gartendirector Otto in Berlin folgendes erfahrungsgemäße Verfahren bekannt gemacht, welches nicht genug empfohlen werden kann. Man bringt unten am Stamme eine Anheftung von Erde oder Sägespänen an, legt über diese Stroh und bindet dasselbe dicht am Stamme fest zusammen; der übrige Theil des Stammes aber bleibt unbedeckt und dem Wetter ausgesetzt. Die Nässe wird auf diese Weise mittelst des Strohes vom Stamme abgeleitet, wodurch dann die Wurzeln, und in einiger Entfernung auch die Erde trocken erhalten werden, welches bei der Durchwinterung zarterer Landpflanzen von größter Wichtigkeit ist. Auf diese Art erhalten sich die meisten solcher Pflanzen besser, als wenn man sie ganz umkleidet.

Harte Topflauden und Sträucher, für deren Ueberwinterung es an frostfreien Räumen fehlt, lassen sich am besten den Winter durchbringen, wenn man sie an einen geschützten (von oben gegen Nässe gedeckten) Ort stellt, die Töpfe mit Tangeln und Nadelholzweigen belegt und über das Ganze eine Strohbedeckung anbringt. Fuchsia coccinea, krautartige Calceolarien, Lobelien, Verbenen, Munulus und ähnliche Pflanzen halten unter einer solchen Bedeckung vorzüglich aus. — Auf dieselbe leichte und wohlfeile Weise lassen sich auch die bengalischen Noisette- und Thee-Rosen und andere zarte niedrige Sträucher, sowie auch zarte Verbenen im freien Lande durchwintern; man nimmt dann zur Bedeckung nicht nur Tangeln, sondern auch trockenes Laub, Moos, Farrenkraut und moosige Haide, und belegt das Ganze mit Nadelholzweigen, damit die Decke nicht vom Wind weggenommen werden kann. — Das Trockenhalten aller dergleichen Bedeckungen (da solche nicht zu dick aufgelegt werden dürfen, am wenigsten über krautige Pflanzen) ist zur Abhaltung des Frostes ein sehr notwendiges Erforderniß. Man mache daher über die bedeckten Gruppen, um bei feuchter Witterung die Nässe abzuhalten, der Länge nach ein Gestell von Hopfen- oder Bohnenstangen, gegen welches man Rohr- oder Strohmatte lehnt, welche dann ein bürtensförmiges Dach bilden und bei trockenem Wetter und Abnehmen der Kälte jederzeit leicht zusammengeworfen werden können. — Die baumartigen Thee-, Noisette- und alle anderen zarten Rosen halten zwar auf guten Standorten 6-8 Grad R. Kälte aus, doch ist es besser, wenn man schon beim Eintritt von 2-3 Grad R. die Stämme niederhakt und mit den Kronen auf die Erde legt. Dieses Niederhaken darf nicht des Morgens geschehen, wenn die Stämme gefroren sind, da sie sonst leicht brechen. Hat der Stamm eine schwache Stelle, dann biege man ihn so, daß diese noch unten gerichter wird, und bringe immer die gesündeste Seite nach oben. Das Biegen geht leicht, wenn der Stamm von Jugend auf daran gewöhnt ist, selbst bei 2 Zoll Dicke desselben. Man biege daher jedes Jahr auf eine und dieselbe Seite nieder, und zwar so nahe als möglich auf die Erde, ist die letztere gefroren, dann hake man sie vorher am Fuße des Stammchens nach der Seite, wohin dieses gebogen werden soll, auf. — Die Kronen der Noisette-Rosen entblättert und beschneidet man vorher und bringt sie dann auf die flache Erde — bei Exemplaren aber, die schon zwei Winter überstanden haben, in dazu gemachte Vertiefungen. Für Thee- und andere zarte Rosen macht man eine abgedachte Erhöhung von 3-4 Zoll von demselben Boden, bedeckt dieselbe mit etwas Spreu und legt darauf die Kronen; denn diese Rosen sind gegen Nässe so empfindlich, als gegen Frost. Die Kronen, nebst 6-8 Zoll des Stammes unterhalb der Veredelungsstelle, bedeckt man mit Streu, Haidkraut, Moos, Tangeln und dergl. — und um die Decke gegen Nässe und Wind zu schützen, bedient man sich 10-14 Zoll langer, 8-12 Zoll breiter, gewölbter, von Thon hart gebrannt (am besten glazirter) Ziegel, die man dicht auf die Decke legt und an den Enden bewahrt, damit keine hoblen Räume bleiben und kein Wasser eindringen kann, da sonst dennoch der Frost schaden würde. Die Stämme können, wenn sie dicht auf der Erde liegen, mit Schnee überall die sicherste Bedeckung, im Gegentheile aber ebenfalls mit Hohlziegeln bedeckt werden. Noch besser sind die Breiterdecken, von 2 oder 3 dachförmig zusammengelegten Brettern, mit welchen man Stamm und Krone zugleich überdecken kann. Bei Thauwetter im Februar und März kann schon der größte Theil der Bedeckung weggenommen, überhaupt aber muß dann öfters Luft zugelassen werden. Auf diese Art behandelt, lassen sich die erwähnten zarteren Rosen selbst in den kaltesten Wintern Norddeutschlands und in noch nördlicheren Gegenden, wo die Winter schneereich sind, gut erhalten.

(Schluß folgt.)



So ist's! das Glück hat immer Mängel,  
Die Freud' ist unsät auf der Erde.  
Alein der Mensch ist Mensch, nicht Engel.  
Damit er erst zum Engel werde.

Wenn ich haße, so nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.

Mag der Stolz nach eitler Ehre haschen,  
Geiz der Schätze Sklav und Hüter sein,  
Sinnlichkeit von schlechten Früchten naschen,  
Nur ihr Glück ist nur ein leerer Schein!  
Nur ein Glück, nur ein es giebt's hienieden,  
Fast für diese Welt zu gut und groß:  
Säuslicheit! in deines Glückes Frieden  
Liegt allein der Menschheit großes Loos.

Wer ein Stück Brod fordert, ist edler, als der um eine Verbeugung oder um einen Blick bettelt; denn jenes ist ja mehr werth.

Die Jugend ist nicht reich an Zeit — ja, vielleicht arm. Gieb sie, wie Geld, mit sparsamer Hand aus; zahle keinen Augenblick hin, ohne damit so viel zu erkaufen, als er werth ist.

Was ist's, das das Gebiet der Kindheit so verklärt, es uns in Träumen oft als untergegangene Himmelsstätten schildert? Ein Umstand nur bewirkt diesen Wahn! Es ist der ewig heitere Unschuldsleber, der jedes Kindergemüth überzieht; Beträuben, Glaube, Liebe, Hoffnung — die freundlichen Horen jedes reinen Gemüths. Dazu der Hinblick in ein Sonnenland, das wir mit Thaten beleben wollen, so süß, als unsrer Muth sie denkt, so rein und schuldlos, wie das Opfer Abel's.



### Zweifelhafte Charade.

Die Erste ist ein Kind der Erde,  
Ist Staub — im Grunde weiter nichts,  
Doch müht der Mensch sich, daß es werde,  
Im Schweife seines Angesichts.  
Und wahrlich — reich' und armen Leuten  
Ist es gleich unentbehrlich noth,  
Denn aus dem Staube just bereiten  
Wir Menschen unser täglich Brod.

Ein Kind des Himmels ist die Zweite.  
Ein Engel aus der Wolken Höh'n,  
Der, wenn die Ruhe im Geleite  
Des Abends naht, ungesehn  
Herniederfinkt, der Blumen Lippen  
Mit süßem Labetrunk erquickt,  
Und grüne Wiesen, 'bde Klippen  
Mit gleicher Demantkrone schmückt.

Unähnlich diesem ist das Ganze,  
Nicht Schmutz, nicht Balsam, sondern — Gift;  
Und wehe der verlor'nen Pflanze,  
Die es verzehrend, tödtend trifft.  
Soll sie, die eure Hände pflegen,  
Vom Ganzen unbedeckt, gedeihn,  
Gönnt ihr zu rechter Zeit den Regen,  
Zu rechter Zeit den Sonnenschein.

Marie Jarret.

### Rösselsprung - Aufgabe.

flammt,	nen	Mat-	du	lieb',	mel	ten!	ge
D	lieb',	Dem	Gi-	Wal-	stren-	du	wie-
dei-	mel	ver-	ter-	Him-	fer	Pflicht-	Die
ter-	ziehen!	Vaß	dein	lie-	Re-	der	bei-
Him-	feit	Mut-	er-	nicht	Der	hen,	chen-
D	nicht,	hört	Herrn	le,	zu	lig	Ewig-
Ewig-	vom	giß	er-	ge-	Vom	schaft-	Die
sie	falten!	der	die	ver-	See-	feit	Am-

Auflösung der Charade Seite 320.

„Leichtsinig“.

Auflösung des Rebus Seite 320.

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

### Zur Notiz.

Die letzten Lieferungen der von der Administration des Bazar herausgegebenen Schnittmuster-Zeitung: „Pariser Modelle“ zur Selbstanfertigung der gesammten Damen-Garderobe etc. enthalten folgende Schnittmuster:

- Fig. 7. Hausjäckchen für Damen. — Jäckchen für Kinder von 4 bis 5 Jahren. — Eßig ausgeschnittene traufe Taille mit Berthe und kurzem Bausärmel, für Mädchen von 4 bis 5 Jahren.
- Fig. 8. Hausjäckchen (Casaque grecque) für eine starke Figur. — Hohe Kleiderjacke nebst Hoch-Garnitur für Mädchen von 14 bis 16 Jahren.
- Fig. 9. Sommermantel „Eugenie“. — Sommer-Mantelchen für kleine Mädchen von 6 bis 8 Jahren.
- Fig. 10. Mantille „Lucrèce“. — Ausgeschnittene Kleiderjacke. — Ausgeschnittenes traufes Fichu. — Trag-Mantel für kleine Kinder.
- Fig. 11. Sommermantel „Toge“. — Capuchon zu Sommermänteln — Kurzer Kleiderärmel.
- Fig. 12. Sommermantel „Coquette“. — Fichu mit edigem Ausschnitt.
- Fig. 13. Sommermantel Clotilde (für eine große Figur). — Sommermantel für Mädchen von 12 bis 14 Jahren.
- Fig. 14. Mantille Remour. — Mantille Bohan.
- Fig. 15. Mäntelchen für ein Mädchen von 7 bis 9 Jahren. — Kermel zu einem hohen Kleide oder einem Ueberrock.
- Fig. 16. Hohe glatte Kleiderjacke für ein Mädchen von 14 bis 16 Jahren. — Mantille Beronica, zu einem Kleide von gleichem Stoff.
- Fig. 17. Ausgeschnittene traufe Taille mit kurzem Ärmel und breitenförmigem Kragen. — Mantille für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. — Eßig ausgeschnittenes Chemiset (russisches Semaden).
- Fig. 18. Glatte Ueberrock-Taille, für eine starke Figur. — Jäckchen für Knaben von 4 bis 6 Jahren. — Unterzieh- Leibchen mit Stückerl, zum Jäckchen gehörig.
- Fig. 19. Hohe traufe Kleiderjacke mit ausgeschnittenem Futter und weitem, offenem Ärmel. — Mantille Marie-Antoinette von weißem flarem Stoff, für Mädchen von 11 bis 13 Jahren.
- Fig. 20. Jäckchen für einen Knaben von 11-13 Jahren. — Weste, zum Jäckchen gehörig. — Beinkleid, zu Jäckchen und Weste gehörig (Mantrosen-Anzug). — Hohes traufes Fichu oder Tailletuch, zu ausgeschnittenen Kleiderjacken zu tragen.
- Fig. 21. Basquine (Casaque longue) von weißem Bique, mit rother Borte und weißem Soutache befestigt.
- Fig. 22. Blouse (Kittel) für einen Knaben von 6 bis 8 Jahren. — Hohe Kleider-Taille mit gesticktem Schooß und Berthe, für Mädchen von 5 bis 7 Jahren. — Weiter offener Ärmel, zum Kleide oder Ueberrock.
- Fig. 23. Tunica mit edig ausgeschnittener Taille, krausem Schooß und großem, offenem Ärmel.
- Fig. 24. Reglig-Jäckchen von feinem Cambric mit Puffen, und Stückerl, zum Jäckchen gehörig. — Nachthaube. — Frisurmantel mit langen Vermeeln.
- Fig. 25. Glatte hohe Kleider- oder Ueberrock-Taille mit schmalem, in flache Bogen ausgehendem Schooß. — Hausjäckchen für Damen, mit weitem, offenem Ärmel und Soutachebesatz. — Enganschließender Ärmel für Mädchen von 6 bis 7 Jahren.
- Fig. 26. Reglig-Ueberrock mit großer Pelertine. — Pelertine für Mädchen von 12 bis 14 Jahren.
- Fig. 27. Ueberzieher zur Gouttoilette. — Ausgeschnittene Kleider-Taille für Mädchen von 4 bis 6 Jahren.
- Fig. 28. Serbismanlet (Burnous). — Hohe glatte Taille für Mädchen von 7 bis 9 Jahren.
- Fig. 29. Wintermantel Sibille.

Bestellungen auf die „Pariser Modelle“ (15 Sgr. pro Quartal) übernehmen sämtliche Buchhandlungen und Post-Ämter.

### Die Administration des Bazar.



Hr. G. K. in W. Der Gegenstand Ihrer Frage ist uns unbekannt.  
Hr. A. N. in C. Ein sehr hübsches Tapissierie-Muster zur Reise-tasche wird in einer der nächsten Nummern erscheinen. Die Gewährung Ihrer andern Bitte können wir Ihnen so bald nicht versprechen.  
Hr. C. W. in Sch. bei Sch. Wir werden Ihres Wunsches eingedenk sein, und ein Muster in der von Ihnen gewünschten Art so bald wie möglich erscheinen lassen.  
Hr. Cl. J. geb. S. in D. Den von Ihnen ausgeprochenen Wunsch theilen zu wenige unserer Abonnentinnen, als daß wir uns zur baldigen Veröffentlichung eines solchen Designs entschließen könnten. Wir verweisen Sie auf das schöne Muster Nr. 34 des Bazar, Seite 264 und 265, Jahrgang 1858, rathen Ihnen jedoch, die Arbeit in Wolle und nicht in böhmischen Wollen auszuführen.  
Hr. D. L. in M. Wir können leider auf den von Ihnen gemachten Vorschlag nicht eingehen.  
Hr. J. C. in W. Seite 156 des Bazar enthält eine für Ihren Zweck nicht ungeeignete Gouttoilette, auch die Borte auf Seite 99 würde dazu von schöner Wirkung sein. Gefällige Gouttoiletten erschienen bereits mehre in neuester Zeit; wir führen Ihnen nur beispielsweise die auf den Seiten 217, 245, 294 des Bazar an. — Ueber das Trocken der Blumen giebt Professor Dr. Runge in dem Artikel über Kräuter auf Seite 163 des Bazar ausführliche Auskunft.  
Hrn. Ch. Sch. in W. Richtig.  
Hr. S. D. in S. Wir bitten um nähere Erklärung des Ausdrucks: „Hutpöppchen-Muster“.  
Hr. B. H. in S. Eine Taille für halberwachsene Mädchen finden Sie in den „Pariser Modellen“ Nr. 16, Jahrgang 1859.  
Hr. A. Sch. geb. Baronin v. W. Ein Schnitt zum Mantel für Knaben von 5-6 Jahren wird auf dem Supplement der nächsten Arbeitsnummer erscheinen, und werden dabei zugleich Ihre übrigen Fragen, betreffend der Anfertigung, Erledigung finden.  
Hr. N. H. in M. Sch. Ihrer Ansicht nach können Sie dazu nur ein schmales Vambrequin oder eine schmale Bordüre verwenden. Gezielte Designs finden Sie in diesem Jahrgang des Bazar auf Seite 79, 199, 204; im vorigen Jahrgang auf Seite 63, 264 und 282.  
Hr. A. K. in P. Belehrung über das Fleckausmachen finden Sie in Nr. 23 des Bazar, Jahrgang 1858.  
Hr. Th. v. W. Eine Auswahl verschiedener Vesegeichen wird nächstens im Bazar erscheinen.  
Hr. S. E. H. in G. Sie müssen sich in der Wahl eines Geschenks durch die Verhältnisse, Lieblingsneigungen und Gewohnheiten des Herrn bestimmen lassen, dem Sie das Geschenk zugedacht haben.  
Hrn. J. K. in D. und Hrn. L. L. in P. Wir können die Aufnahme des uns Eingekommenen nicht versprechen.

### Bekanntmachung.

Das erste bis dritte Quartal des Bazar, welche einige Zeit gänzlich vergriffen waren, sind im Neudruck beendet und jetzt wieder durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Administration des Bazar.